



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

Das Konzept des Empowerment in der Sozialen Arbeit und Chancen und Grenzen des Empowerment

Bachelorarbeit zur Erlangung des akademischen Grades

„Bachelor of Arts“

im Studiengang „Soziale Arbeit“

an der Hochschule Neubrandenburg

urn: nbn:de:gbv:519-thesis 2018-0287-6

Betreuer und Erstgutachter: **Prof. Dr. Roland Haenselt**

Zweitgutachter: **Prof. Dr. Andreas Speck**

vorgelegt von

Tino Becker

Neubrandenburg, am 27.06.2018

Das Konzept des Empowerment in der sozialen Arbeit und Chancen und Grenzen des Empowerment

T. Becker

Abstract

Die Bachelorarbeit gibt einen Überblick über den Empowerment-Begriff und erläutert kurz unterschiedliche Betrachtungsperspektiven. Es erfolgt eine ausführliche Betrachtung der Individualebenenperspektive. Hierzu werden dargestellt: Individualisierungstheorie, Null-Punkt-Erfahrung, Ressourcenarbeit, Biografiearbeit und ausgewählte Konzepte zur Stärkung des Individuums, und Chancen und Grenzen des Konzeptes. Als Produkt dieser Betrachtungsweise lässt sich erkennen, dass alle Empowerment-Bemühungen auf eine Persönlichkeits-selbsterfahrung abzielen müssen, um erfolgreich zu sein.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	1
1. Empowerment, Begriffserklärung, historischer Hintergrund.....	3
1.1. Vier Definitionszugänge.....	5
1.2. Die vier Ebenen.....	7
2. Empowerment auf der Individualebene.....	14
2.1. Das Individuum und die Individualisierungstheorie.....	15
2.2. Null-Punkt-Erfahrung und Erstkontakt mit institutioneller Hilfe.....	17
2.3. Ressourcen.....	23
2.4. Biografiearbeit und ausgewählte Konzepte zur Stärkung des Individuums.....	27
3. Chancen und Grenzen des Empowerment-Konzeptes.....	32
4. Fazit.....	38
5. Quellenverzeichnis.....	40

Einleitung

Der Autor möchte sich in dieser Arbeit dem Thema Empowerment im Arbeitsfeld der sozialen Arbeit widmen. Die soziale Arbeit sieht sich seit einiger Zeit immer mehr Problemen mit immer komplexeren Hintergründen gegenüber. Es wird immer schwieriger den Klienten hilfreiche Methoden zur Bewältigung dieser Probleme an die Hand zu geben. Sich ständig verändernde Bedingungen in Umwelt, Umfeld und sozialpolitischer Situation, machen ein Zurechtfinden für den Einzelnen sehr schwierig und gestaltet sich äußerst zeitaufwendig und energieintensiv. Die Notwendigkeit immer mehr zu bewältigen schafft eine äußerst prekäre Situation. In der Arbeit, in der Familie, im Freundeskreis und natürlich auch im finanziellen Bereich des Einzelnen geht der Blick immer öfter in Richtung der Frage: „Warum reicht es nicht, wieso kann ich das nicht, warum habe ich nicht genügend Zeit und Geld und warum ist das so?“ Defizite, die aufgeholt und aufgefüllt werden müssen, bestimmen den Alltag der meisten Menschen. Viele Menschen zerbrechen daran und verzweifeln an dieser Situation. Das ist ein äußerst bedenklicher Fakt, der in unserer Gesellschaft zu beobachten ist. Die soziale Arbeit versucht seit vielen Jahren schon dieser Lage bei zu kommen und den Menschen zu helfen. Dabei erscheinen im Fokus dieser Tätigkeit viele neue erfolgversprechende Ansätze. Eine Trendwende und ein neues Bewusstsein für die sich verändernde Situation werfen in diesem Zusammenhang viele interessante zu untersuchende Fragen auf. Ein neuer Blickwinkel, der eher Selbstbefähigung und Selbsterfahrung bei den Betroffenen bewirken soll, als die klassische Herangehensweise im Sinne der Bevormundung und nach Expertenmanier vorgegebener Handlungsweise. Beziehung und Zusammenarbeit auf Augenhöhe und nach den Bedürfnissen und individuellen Eigenarten der Betroffenen gestalten. Hilfe, welchen den Betroffenen die Regie übernehmen lässt und wo der Prozess offen ist und nicht standardisiert vorgegeben wird. Eben so ein Ansatz ist das Empowerment. Der Autor stellt sich die Frage: „Was ist die Kernaussage, das Kernprinzip des Empowerment, das heißt: ist es lediglich eine Methode oder eine geistesverändernde Philosophie, die den Anwender befähigt, mit den Problematiken bewusster im Bezug auf sich selbst umzugehen?“ Um diese Frage zu erarbeiten geht der Autor wie folgt vor: beginnend mit einer Erläuterung des Begriffs, wie in der Literatur Empowerment dargestellt wird und kurzen historischen Entwicklungshintergrund, soll ein erster verständlicher Zugang erfolgen. Um die theoretische Reichweite und Breite von Empowerment zu verstehen, werden im ersten Punkt vier definitorische Zugänge betrachtet. Danach stellt der Autor die vier Betrachtungsebenen überblicksweise dar. Im Vordergrund dieser Arbeit soll die Individualebene stehen. Im Hauptteil der Arbeit, in dem Empowerment auf der Individualebene betrachtet wird, wird zunächst das Individuum aus heutiger Sicht Mithilfe der Individualisierungstheorie betrachtet. Grund dafür, ist es herauszuarbeiten, welche die Gewichtung die Individualisierung

im Empowerment hat und ob sie eventuell ein entscheidender Faktor ist. Auch wie in anderen Konzepten und Methoden gibt es im Empowerment verschiedene Stadien von physischen und psychischen Zuständen bei den Betroffenen beziehungsweise Hilfebedürftigen. Wie sich diese ausdrücken und welche Umstände sie mit sich bringen, was sie im konkreten Fall bedeuten, wird unter dem Punkt Null-Punkt-Erfahrung dargestellt. Erkennbar soll auch die Verkettung der Bedingungen sein, welche zu diesen Zuständen bei den Betroffenen führen. Das Verhalten und die Herangehensweise der professionellen Helfer werden in diesem Punkt ebenfalls bearbeitet. Ressourcenarbeit und Biografiearbeit, als eine mögliche Methode den Betroffenen Zugang und Hilfsmittel zu seiner Situation zu verschaffen, sind ein weiterer wichtiger Punkt in der laufenden Betrachtung. Um die eigenen Stärken zu erkennen und einen Zugang und somit alltagstaugliche Anwendungen zu ermöglichen sind diese unabdingbar. Ein letzter Betrachtungspunkt ist die Gesundheit in diesem Kapitel. Abschließend soll beleuchtet werden welche Chancen das Empowerment-Konzept hat und wo die Grenzen sind.

Abschließend sein noch angemerkt, dass die Inhalte der vorliegenden Bachelorarbeit sich in gleichem Maße auf Frauen und Männer bezieht. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird jedoch die männliche Form für alle Personenbezeichnungen gewählt. Die weibliche Form wird dabei stets mit bedacht. Eine Ausnahme bilden die Inhalte, die ausdrücklich auf Frauen bezogen werden.

1. Empowerment, Begriffserklärung, historischer Hintergrund

Der Autor möchte in diesem Punkt eine Definition des Empowerment-Ansatzes versuchen darzustellen.

Der Begriff des Empowerment steht für Selbstbefähigung, Selbstermächtigung, Stärkung von Eigenmacht und Autonomie. Die Verbesserung des eigenen Lebens, ein Erkennen der eigenen Persönlichkeit und der damit einhergehenden persönlichen Bedürfnisse, um dann selbstbestimmt unter der Berücksichtigung der damit auftretenden Probleme und Folgen adäquat das eigene Leben neu gestalten zu können. Der Begriff des Empowerment enthält unterschiedliche Grundüberzeugungen, Werthaltungen und moralische Positionen. Ebenso geht es darum Prozesse neu zu schreiben bzw. umzukehren, welche durch bestimmte gesellschaftliche/politische Vorgaben stark eingeschränkt wurden. Es geht darum das Wiederherstellen von familiären, gemeinschaftlichen, sozialraumkontextualisierten, individuellen Beziehungen zu ermöglichen, um sich von fremdbestimmten politisch motivierten Vorgaben lösen zu können. Sowohl im wissenschaftlichen Diskurs als auch in der psychosozialen Praxis kann man sich nicht auf einen allgemein akzeptierten Begriff einigen. Somit ergeben sich in jeder Profession verschiedene Definitionen des Empowerment-Begriffs und der daraus folgenden Betrachtungsweise. (vgl. Herriger 2014, S. 13)

Unter Punkt 1.1. wird der Autor noch einmal kurz näher auf die vier Zugänge einer Definition des Empowerment eingehen.

Historisch gesehen ist Empowerment der amerikanischen Emanzipationsbewegung der Frauen und der Befreiungsbewegung der Schwarzen entsprungen, in denen es um den Widerstand gegen Unterdrückung und Machtlosigkeit durch Selbstbefähigung mit Hilfe der eigenen Stärken ging. (vgl. Knuf/Seibert, 2001, S. 5)

„Man hilft den Menschen nicht, wenn man für sie tut, was sie selbst tun können“ (Abraham Lincoln, zit. nach Herriger 2014, S. 7).

Diese Aussage von Abraham Lincoln beschreibt ganz kurz die Idee des Empowerment-Ansatzes. 1976 wurde nachweislich das Empowerment-Konzept erstmalig schriftlich festgehalten in Form eines Buches. Verfasserin B. Salomon fasste zu diesem Zeitpunkt eine Reihe von Mut machenden Beispielen sozialraumbezogener Arbeit im Kontext mit schwarzer Problematik und daraus hervorgehenden Prozessen der Selbstbemächtigung zusammen. Die

Begrifflichkeiten des Empowerment sind seitdem in Grundüberzeugung und ethischen Standards der Sozialarbeit zu finden. Der Empowerment-Begriff stellt sich als Ansatz in der psychosozialen Praxis dar, mit dem Ziel der Selbstbestimmung und einer autonomen Bewältigung von Alltagsangelegenheiten. Durch diese Gedanken inspiriert, begannen Menschen in der sozialen Arbeit Betroffene (Klienten) aus einem neuen Blickwinkel zu betrachten. Die Arbeitsbeziehung zu den Klienten sollte sich nunmehr mit Blick auf den spezifischen Fähigkeiten, Ressourcen, Bedürfnissen des Klienten in Aussicht auf eine sinnerfüllendere Lebensbewältigung orientieren. Partnerschaftlichkeit, Unterstützung im Prozess der Selbsterfahrung, Selbstbefähigung und Selbstbestimmung, losgelöst aus fremdbestimmten Kontexten der verschiedensten Gegebenheiten, sind dabei das Ziel. (vgl. Herriger 2014, S. 21 f.)

Die Anfänge des Empowerment-Gedankens traten hervor aus neuen sozialen Bewegungen, die Anfang der 1960er in allen fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften des Westens nachhaltige Veränderungen brachten. Die Menschen stellten Anspruch auf mehr Eigenbestimmung bezüglich der bis dato geltenden Lebensverhältnisse. Sie organisierten sich in Netzwerken, Gruppen und versuchten in verschiedensten kollektiven Aktionen Strukturmuster aufzubrechen und Alternativen anzuregen. Soziale Bewegungen in denen politisiert wurde, Widerstand gegen zunehmende Entrechtung der Bürger, Privilegierung einzelner Lobbys nahmen zu und stellten verschiedenste Interessen, die nicht im Sinne der meisten Bürger waren, auf den Prüfstand. Die Ermöglichung neuer Denk- und Handlungsweisen, den Horizont öffnen und eine Teilhabe an politischen Interessen sollten dem Normalbürger möglich gemacht werden. Somit hatten viele kollektiv soziale Bewegungen die Voraussetzungen geschaffen, einen Prozess der Transformation, Reflexion und das Aufbrechen veralteter konservativer und traditioneller Kulturen zu ermöglichen. (vgl. Herriger 2014, S. 22)

Da Empowerment mittlerweile in den verschiedensten Arbeitsbereichen Einzug gefunden hat, wird es, von der Definition her gesehen, jeweils aus einer anderen Sichtweise heraus betrachtet und angewandt.

So sagt Herriger „Das Gespräch über Empowerment wird in vielen Zungen geführt, und die Verständigung auf gemeinsame Überzeugungen und Denkprämissen fällt oft schwer.“ (Herriger 2014, S. 14)

Unter diesem Gesichtspunkt soll Empowerment nun im folgenden Gliederungspunkt betrachtet werden.

1.1. Vier Definitionszugänge

Vier Zugänge zum Empowerment (politisch, lebensweltlich, reflexiv, transitiv)

Verschiedenste Professionalitäten machen sich heute das Konzept des Empowerment in ihrer Arbeit zu nutzen. Nur einige wichtige wären sozialpädagogische Arbeit, Arbeit mit Behinderten, psychosoziale Arbeit, in der Medizin, im Managementbereich und teilweise in der Politik. Da all diese Professionen inhaltlich Empowerment unterschiedlich definieren, ist eine Verständigung zu einer gemeinsamen Fokussierung notwendig. Um einer gelingenden interdisziplinären Zusammenarbeit soliden Grund zu geben, muss versucht werden den Empowerment-Begriff zu präzisieren. Die vier Zugänge die nun im Folgenden kurz dargestellt werden sollen, werden hier politisch, lebensweltlich, reflexiv und transitiv buchstabiert. Alle Definitionsvorschläge beziehen sich dabei im Kern auf das Subjekt. Vom Subjekt aus primär gesehen, stellt sich ein jeder Empowerment-Prozess dar. Anknüpfende Prozesse stellen sich in frei wählbaren Kombinationen mit verschiedensten Handlungsmöglichkeiten dar. (vgl. Herriger 2014, S. 18)

Empowerment aus **politischer Sichtweise** bedeutet in diesem Sinne mehr Demokratisierung, Partizipation, Machtausgleich, Einmischung, Mitbestimmung, Widerstand oder kollektiver Widerstand, Zugang zu Ressourcen, um Prozesse der Umverteilung und Gleichstellung in der Politik in Gang zu setzen. Bürgerrechtsbewegungen und Emanzipationsbewegungen waren hierfür grundlegende Ideengeber. Aus diesem Blickwinkel gesehen wird Power als politische Macht definiert und soll somit ungleiche Verteilung von politischer Macht und Einflussnahme strukturell ausgleichen und neu sortieren. (vgl. Herriger 2014, S. 14)

„Empowerment hat „...zum Ziel, die Macht etwas gerechter zu verteilen – und das dort, wo es wichtig ist, nämlich in Hinblick auf die Selbstbestimmung und die Kontrolle der Menschen über das eigene Leben“ (Berger/Neuhaus, zit. nach Herriger 2014, S. 14).

Empowerment aus **lebensweltlicher Sicht** bedeutet das Vermögen von Menschen aus eigener Kraft ihren Alltag zu bewältigen und nach eigenen Maßstäben ihr Leben gelingend zu managen. Somit ist diese Sicht aus der Mikroebene zu sehen, aus der Sicht des Subjektes. Vor allem in der sozialen Arbeit und in der Gemeindepsychologie wird dieses so betrachtet. Stärke, Kompetenz, Durchsetzungskraft, Alltagsvermögen von Individuen zur subjektiven Gestaltung ihres Alltags sind in diesem Zusammenhang die Maxime. (vgl. Herriger 2014, S. 15)

Empowerment aus **reflexiver Sicht** bedeutet durch Nachdenken und Erkennen eine Wiederherstellung eines selbstinitiierten und eigengesteuerten (nicht fremdgesteuert), souveränen Lebens in Alltagsbeziehungen, aber auch in anderen Kontexten, aus sich selbst

heraus zu erlangen. Aufgrund ihrer negativen, defizitären Selbsterfahrung wollen die Menschen die daraus gewonnenen Erfahrungen bündeln, austauschen und nutzen, um neue Lebenswege zu gehen, Eigenregie zu übernehmen und neu gesetzte Ziele zu erreichen. (vgl. Herriger 2014, S. 16)

„Empowerment kann nicht direkt von Fachleuten bewirkt werden, ... es geht vielmehr um Prozesse der Selbstbemächtigung Betroffener, um das Auffinden eigener Ressourcen, um das sich Bewusstwerden und die Mobilisierung von Selbstgestaltungskräften, ... um die Wiedergewinnung von Kontrollbewusstsein“ (Weiß, zit. nach Herriger 2014, S. 17).

Empowerment aus **transitiver Sicht** wird hier im Hinblick auf Förderung der Selbstbestimmung durch berufliche Helfer der verschiedensten Professionen gesehen.

Hilfestellung in diesem Sinne kann zum Beispiel eine Ressourcendiagnostik sein, die der professionelle Helfer bereit stellt und die sozusagen vom Bedürftigen als tägliches Handwerkszeug bei Bedarf genutzt werden könnte. Hierbei sollte der Defizitblickwinkel umgekehrt und auf die Stärken und positiven Möglichkeiten hingewiesen werden. (vgl. Herriger 2014, S. 17)

Dies geschieht dann durch Fremdhilfe.

„Empowerment steht für ein neues fachliches Selbstverständnis, in dem Menschen in marginaler Position nicht mehr als versorgungs- oder behandlungsbedürftige Mängelwesen betrachtet, sondern als „Experten in eigener Sache“ wahrgenommen und gestärkt werden. ...“ (Theunissen, zit. nach Herriger 2014, S. 17 f.)

Bei der weiteren Betrachtung wird somit klar, dass eine Trennung der vier Definitionen nicht wirklich möglich ist. Dies stellt sich unter anderem so dar, dass auffällt, dass häufig Überschneidungen in der Idee und der Umsetzung stattfinden. Egal ob kollektiv, aus eigener Kraft oder durch Hilfe anderer oder durch politischen Zusammenschluss, Grundbedingung ist immer in jedem Falle die Befähigung des Individuums. Nach dieser theoretischen Betrachtungsweise von Definitionen des Empowerment-Ansatzes wird nun im folgenden Gliederungspunkt aus praktischer methodischer Sicht auf vier Arbeitsebenen geschaut. Diese sollen einen näheren Zugang und eine methodische Präzisierung im Umgang mit dem Empowerment-Ansatz ermöglichen.

1.2. Die vier Ebenen

Im folgendem möchte der Autor die vier Ebenen des Empowerment-Ansatzes näher betrachten. Die vier Ebenen stellen sich wie folgt dar: die erste Ebene wird bezeichnet als die individuelle Ebene, welche sich mit Biografie und Möglichkeiten der Eigenregie, Selbstreflexion, individuelle Lebensgestaltung, Biografie-Neuschreibung und einigen weiteren persönlichkeits-neustrukturierenden Prozessen auseinander setzt. In der zweiten Ebene, der Gruppenebene, wird dargestellt wie Empowerment in Form von Solidargemeinschaften, Selbsthilfegruppen, Projekten und ähnlichen kollektiven Gemeinschaften angewandt werden könnte. Die dritte Ebene, die institutionelle Ebene, setzt sich mit der Struktur von Organisation und Institutionen auseinander. Hier stehen insbesondere zwei Punkte im Fokus, die da wären der Aspekt der Bürgerbeteiligung in Verfahren der Sozialverwaltung und der zweite Aspekt die interne Organisationsentwicklung in Verwaltungen (Sozialverwaltung). Die vierte relevante Ebene ist die des Stadtteils und sozialräumlichen Kontextes. Auf dieser Ebene wird näher betrachtet, wie der Bürger auf Prozesse der Gestaltung entsprechend der Lebenswirklichkeit und der Umstände seines sozialen Umfeldes (Wohnraum, Stadtteil) aktiv Einfluss nehmen kann. Alle vier Punkte werden nachfolgend näher beschrieben.

Die **Individualebene** wird betrachtet als Ebene der Einzelhilfe. Es geht hierbei um individuelle Lebensbiografien, Lebensgeschichte, die sich darstellt aus verschiedensten biografischen Ereignissen von der Kindheit über die Jugend in familiären und arbeitssituativen Prozessen widerspiegelt. Menschen die der Einzelhilfe bedürfen, weisen häufig verschiedenste Problematiken auf, die sich durch biografische Prozesse widerspiegeln lassen. Wenig Selbstwert, Süchte oder Erkrankungen, soziale Isolation, Arbeitslosigkeit, fehlende Anerkennung und einige weitere persönlichkeitschädigende Eigenschaften sind dort oftmals anzutreffen. Aus diesen Gründen nimmt der Einzelne dann Kontakt zu Helfern auf. Hilfe in diesen belastenden Situationen zu erfahren, um aus diesen Situationen wieder herauszukommen und dieser habhaft zu werden bzw. in Zukunft präventiv gegensteuern zu können, um das Leben entsprechend neu ordnend, reflektierend selbstbestimmen zu können. (vgl. Herriger 2014, S. 87 f.)

In der Regel vollzieht sich der Prozess der individuellen Einzelhilfe nach einem bestimmten Schema, welches hier nur kurz vorgestellt werden soll, da der Autor sich im zweiten Gliederungspunkt intensiv mit der Individualebene auf Klienten und Helferseite auseinandersetzen möchte.

Der erste wichtige Punkt bei der ersten Kontaktaufnahme, die über ein Einzelgespräch erfolgt, soll zunächst eine Momentaufnahme der momentanen Situation des Hilfebedürftigen erfolgen. Hierbei werden verschiedenste Methoden der Gesprächsführung angewandt, welche sich zum Beispiel an den Prinzipien Carl Rogers orientieren, um eine gleichberechtigte Atmosphäre zu schaffen. Diese soll ermöglichen, dass ein Vertrauensverhältnis zwischen Klient und Helfer entsteht, welches eine gute Basis für die weitere Arbeit ermöglicht. Anfänglicher Widerstand des Klienten, Vorurteile und anerlernte Verhaltensweisen bzw. lebenssituationsbedingte Verhaltensmuster sollen erkannt werden und mit Hilfe von verschiedensten Ressourcen, Hilfen zur Selbsthilfe und unterstützenden Methoden bewältigt werden, und somit den Klienten selbstbefähigen. Nach einem motivierenden Gespräch erfolgt in der Regel eine Ressourcendiagnostik, welche sich mit fortschreitendem Prozess verändern kann, nämlich der jeweiligen Lebenssituation entsprechend. Im Anschluss an diese beiden Punkte, nachdem also ein Ist-Zustand definiert wurde, werden diese Ressourcen arrangiert zum Beispiel in Form des Case-Management. Dieses sogenannte Unterstützungsmanagement wird dann auch wieder in mehreren Stadien dementsprechend begleitend bearbeitet. Wichtig ist hierbei, dass dieses Unterstützungsmanagement als Fundament aller Empowerment-Prozesse in der Einzelfallhilfe dient. Ein weiterer wichtiger Punkt neben dem Unterstützungsmanagement, ist die Biografiearbeit. Methoden der Biografiearbeit sind notwendig, um erlernte, dem Lebensstil angepasste, automatisierte und teilweise implizierte Verhaltens- und Lebensmuster erkennen und verändern zu können (Neuschreiben von Verhaltensmustern). Erinnerungsarbeit und biografisches Lernen sowie Kompetenzdialoge und lösungsorientiertes Arbeiten sollen den Klienten selbstbefähigen um seine Lebenszukunft selbstbestimmt, die eigenen Bedürfnissen und Eigenschaften entsprechend gestalten zu können. Das Zurechtfinden in unserer zunehmend komplexer und pluralistisch werdenderen Gesellschaft ist für die Zukunft des Individuums in vielerlei Hinsicht notwendig. Sowohl auf Seite des Hilfebedürftigen, sowie auch auf Seite der Professionellen sollte besonders auf den Gesundheitsaspekt (Psychohygiene) geachtet werden. Ausbrennen, Depressionen, psychische und physische Überlastungen und daraus resultierende verschiedenste auch körperliche Erkrankungen sind in unserer Zeit immer häufiger zu beobachten. Um diesen Gefahren adäquat begegnen zu können, diese zu erkennen und entsprechend der persönlichen Eigenschaften gerecht zu werden, sollte ein Prozess der Selbsterfahrung und Selbsterkenntnis ermöglicht werden. (vgl. Herriger 2014, S. 89 ff.)

Wenn diese Voraussetzungen beim Individuum geschaffen sind, um selbstbestimmte Prozesse in Gang zu setzen und andere daran zu beteiligen, so besteht diese Möglichkeit auf der nächsten Ebene, welche die zweite Ebene, die **kollektive Ebene**, ist. Aber auch Mitmenschen, die hilfebedürftig sind und bei denen ein Empowerment-Prozess angestoßen werden soll, können sich dementsprechend auf der kollektiven Ebene Hilfe holen und sich gegenseitig bestärken. Die kollektive Ebene kann auch als konzentrierte Aktion betrachtet werden, in der

sich Menschen zusammenfinden, um gegen ihre erlebte Machtlosigkeit, Resignation gemeinsam vorzugehen. Diese gemeinsamen Kollektive gestalten sich immer in Form von freiwilligen, unentgeltlichen, mitbürgerlichen Engagement, zum Beispiel als soziale Selbsthilfe, Ehrenamt oder als bürgerschaftliche Initiativen. Als hauptsächliche Ressource wird hier die Solidarität zu den Mitmenschen genutzt, um eine stärkende Gemeinschaft zur Durchsetzung der eigenen, oftmals von der Politik nicht berücksichtigten Interessen und oftmals lebensnotwendigen Bedingungen einzufordern bzw. auf prekäre Situationen hinzuweisen, um Veränderung herbeizuführen. Diese stärkende Gemeinschaft wird in zwei Bereiche unterteilt. Dies wären zum Einen informelle Gruppen (Selbsthilfe, Initiativen) und zum Anderen soziale Arbeit als Aufbauhilfe von unterstützenden Netzwerken. Historisch betrachtet hat diese Selbsthilfeorganisation einen wichtigen Hintergrund, welcher aus der Selbstorganisation der Arbeiter als Reaktion auf Arbeitsbedingungen zum Beispiel Lohnausfall und Krankheit zustande kam. Ehrenamtliches Engagement, zum Beispiel durch Frauen, war oftmals religiös motiviert und hatte Selbsthilfecharakter. Das Ganze wird betrachtet als Gegenstück zur staatlichen Versorgung, nämlich als Reaktion auf das Versagen des Staates. Diese Arbeit war somit immer im Non-Profit-Sektor angesiedelt. (vgl. Herriger 2014, S. 130ff.)

Moderne Gesellschaften sind hochkomplex und sehr funktional, somit schwer zu durchschauen. Gesellschaftliche Teilhabe ist dadurch stark eingeschränkt und es können kollektive Selbsthilfeinitiativen als Zugang bzw. als Brückenschlag zu diesen gesehen werden.

Gründe für Bürgerengagement gibt es somit zahlreiche. Staatsversagen, Zugangsbarrieren, Hilflosigkeit, Monopolisierung durch Experten und strukturelle Abhängigkeit des Hilfebedürftigen sind nur einige. Beispiele wie Hartz IV, Ansprüche bei der Sozialhilfe, Hilfen beim Jugendamt sind nur schwer zu durchschauen und für „Nichtexperten“ nicht wirklich im Sinne der Hilfebedürftigkeit in Anspruch zu nehmen. (vgl. Herriger 2014, S. 133f.)

Eine sich ständig ändernde Lebensführung, bedingt durch hochentwickelte moderne Industriegesellschaften, zwingt den Bürger aufgrund ökonomischer Modernisierung und erhöhter Mobilitätsbereitschaft zu unüberschaubarer risikoreicher Lebensführung. Die Möglichkeit zur Durchsetzung der eigenen Interessen verlangt nach einer Repolitisierung der Bürger, um diesen daraus entstehenden Zwängen und Problemlagen entgegen treten zu können. Die immer weiter voranschreitenden Erosionen traditioneller Netzwerke, die da wären Familie, Nachbarschaft, Freunde, Verwandte führen zu immer größeren Problemen. Sinnerfüllung, Orientierung, Sicherheit, Lebenskohärenz, Stütze in belasteten Situationen, Rückhalt, Gemeinschaft sind hauptsächlich Hintergrund dieser neuen Solidargemeinschaften. (vgl. Beck/Gernsheim 2015, S. 11ff.)

Für das Umsetzen dieser kollektiven Stärke hat zum Beispiel Charles Kieffer ein 4-Phasen-Modell beobachtet und entwickelt. Er spricht in diesem Modell vom "Erwachsen-Werden". Gemeint ist damit von Machtlosigkeit, Hilflosigkeit und Nichtteilhabe zu einem politischen Bewusstsein zu gelangen, partizipatorische-politische Kompetenz erlangen zu haben und somit bewusst eingreifen und mitbestimmen zu können. Dieses Modell wird in 4 Phasen beschrieben. Die erste Phase, die des Aufbruchs, beinhaltet Bewusstsein zu erlangen, für die Ohnmachtssituationen, den eigenen Willen erkennen, etwas verändern zu wollen und zu müssen. Die zweite Phase, die der Mobilisierung, beginnt meistens mit tiefeingreifenden teilweise extremen Lebenskrisen. Erkennen der eigenen biografischen Textur, gezwungen sein nachzudenken über Sinnhaftigkeit von Situationen und Alltagsgeschehnissen zwingen den Betroffenen zur Veränderung bisheriger Routinen. Die Not die daraus entsteht kann oftmals nicht alleine bewältigt werden und somit beginnt der Betroffene sich zu solidarisieren. Zusammenlegung von Einzelkompetenzen, Ermutigung, Stütze und Verteilung auf Viele stärken den Betroffenen und befähigen eine Gemeinschaft Macht zu erlangen und wichtige Prozesse zu mobilisieren. Die Formierung ist die dritte Phase, in der die Gruppe sich nach innen organisiert. Konkret werden, Ziele formulieren, Daten sammeln und eine solide Basis zur Lösung des Problems schaffen, sind die Aufgaben dieser Phase. Das Einbeziehen von kompetenten, angesehenen Menschen mit politischem Know-how ist sehr hilfreich und wird oft prozessiert. Ein weiterer Effekt durch die Einbeziehung solcher Persönlichkeiten ist oftmals Mut machen und Bestärken der eigenen Interessen. In der vierten und letzten Phase, die als abschließende Phase des „Erwachsenwerdens“ bezeichnet wird, entwickelt sich Politikfähigkeit. Die Gruppe bekommt somit Organisationsfähigkeit und Konfliktfähigkeit. Somit wird Kompetenz erlangt, um mit den relevanten Gegnern oder auch potenziellen Verbündeten professionell und interessenentsprechend zusammenarbeiten zu können. (vgl. Lenz/Stark 2002, S. 58ff.)

Um auf der kollektiven Ebene eine Bilanzierung vornehmen zu können, ist eine Netzwerkforschung als notwendig empfunden worden. Diese untersucht Beziehungen und Bindungen des sozialen Lebens in verschiedenen Alltagswelten und gewährleistet einen reichhaltigen Austausch von sozialer Unterstützung. Verschiedene Austauschgüter, die sowohl materiell als auch informell oder emotional sein können, werden in ihrer Wirkung analysiert und tragen somit zu einer ständigen qualitativen Verbesserung des Empowerment-Prozesses in der kollektiven Ebene bei. (vgl. Herriger 2014, S. 143ff.)

Eine wichtige Aussage zum Thema Netzwerk tätigte Keupp, der herausfand, dass natürliche Netzwerke (Ressourcen) an den sozialen Status gebunden sind. Das bedeutet ein hoher Bildungsstand weist oftmals ein großes Netzwerk nach, wohingegen ein niedriger Bildungsstand oftmals mit kleinen Netzwerken anzutreffen ist. (vgl. Herriger 2014, S. 149)

Eine große Hilfe für wirksame Netzwerkarbeit, um engagierten Bürgern den Weg zu ebnet, sind sogenannte Service-Einrichtungen für Selbsthilfe. In diesen besteht die Möglichkeit sich zu informieren, Datenbanken zu erstellen, Kontakte zu vermitteln, sich beraten zu lassen, sich unterstützende Hilfe auch bei anderen Gruppen zu holen, um somit größtmögliche Vielfalt an Hilfen ausschöpfen zu können, um diese für die eigene Selbstbefähigung nutzen zu können. Mitarbeiter von Selbsthilfeorganisationen und Ehrenamt können Erfahrungen austauschen und sich weiterbilden. Durch eine Vernetzung mit professionellen Helfern und sozialen Einrichtungen kann somit ein Zugang zu diesen Systemen gewährleistet werden und möglichst auf kurzem direkten Wege gearbeitet werden. (vgl. Herriger 2014, S. 152ff.)

Die dritte Ebene, in der die Arbeit des Empowerment betrachtet werden kann, ist die der **Organisation und die institutionelle Struktur**. Das sind zum Einen die Bürgerbeteiligung, zum Anderen die Organisationsentwicklung, also betriebsinterne Reformprozesse im sozialen Bereich. Die Bürgerbeteiligung als erstes Element soll ziviles Engagement und Einflussnahme auf lokalpolitischer Ebene ermöglichen. Oftmals ist der Wille des Bürgers nicht erwünscht, sondern es steht das Interesse der Behörde und sich anschließende politische, wirtschaftliche Interessen im Vordergrund. Eine eingeschränkte Lebensgestaltung der Bürger lässt diese sich dann oft in Bürgerbeteiligungen engagieren. Die Notwendigkeit von Bürgerbeteiligungen entsteht oft durch die Delegation von sozialstaatlichen Dienstleistungen an subsidiäre Dienstleister. Diese haben im Unterschied zu Selbsthilfegruppen eine feste Struktur. Da aber auch diese subsidiären Dienstleister zu immer mehr Aufgaben stehen und immer komplexere Probleme lösen müssen, sind sie angewiesen auf bürgerliches Engagement (Ehrenamt). Diese wichtige Ressource Bürgerengagement bzw. Mitmenschlichkeit und Partizipation sind in der neuen modernen, subsidiären, sozialen Dienstleistertätigkeit unverzichtbar geworden, um entsprechend den sozialen Anforderungen arbeiten zu können. Ein zunehmendes Problem ist hierbei die sich immer schwieriger gestaltende Motivation der Bürger. (vgl. Herriger 2014, S. 157ff.)

Ein weiterer wichtiger Punkt der Bürgerbeteiligung ist die sogenannte Konsumentenkontrolle, was bedeutet den Bürgern ein Mandat zu geben an Verwaltungsprozessen in Kontrollwirkung teilhaben zu können. Sinn dieser Teilhabe ist es kontrollieren zu können, ob die Mittel zum notwendigen Ziel und zum Zweck eingesetzt werden. Ein wichtiger Grund dafür ist der zu große Interpretationsspielraum der Behörden bei der Umsetzung von Verwaltungsverfahren. Ein dritter wichtiger Punkt der Bürgerbeteiligung wären zum Beispiel Bürgerbeiräte, die ähnlich gesehen werden könnten wie ein Aufsichtsrat in großen Aktiengesellschaften. Diese Bürgerbeiräte sollten kommunalpolitische Teilhabe ermöglichen, zur Vermittlung zwischen Partei und Bürgern beitragen und die Vertretung der Interessen der Bürger in Zusammenarbeit mit Verwaltungen ermöglichen. (vgl. Herriger 2014, S. 167ff.)

Der zweite Aspekt auf der dritten Ebene ist die interne Organisationentwicklung. Hiermit ist insbesondere gemeint, der Umbau und die Schaffung von sinnvollen und dem Team und somit dem einzelnen Mitarbeiter bestmögliche Arbeitsplatzvoraussetzungen zu gewährleisten. Somit ist eine innere Reform der sozialen Arbeit gemeint. Hierbei ist natürlich zu berücksichtigen, dass eine Implementation des Empowerment weitreichende Folgen hat. Organisatorische Prozesse und straffe hierarchische Strukturen sind dabei ein wichtiger Punkt. Gerade in der Sozialverwaltung sind ganz deutlich Machtgefälle in der vertikalen Ebene zu erkennen. Wichtige Entscheidungen sind oftmals durch lange komplizierte, für den Klienten nicht nachzuvollziehende Prozesse erschwert. Noch hinzu kommt eine schwierige horizontale Differenzierung. Problemlagen, die dadurch oft durch verwaltungsbedingte Strukturen in viele Bereiche eingegliedert sind und von mehreren Mitarbeitern bzw. Fachrichtungen separat bearbeitet werden müssen, gestalten sich äußerst schwierig und sind oftmals langwierig und unübersichtlich. Besonders für den Hilfebedürftigen ist dies sehr oft schon von vornherein ein abschreckender Grund, die Hilfe nicht in Anspruch zu nehmen. Horizontale Differenzierung und vertikale Machtschichtung und Standardisierung der Maßnahmen machen eine Organisationsentwicklung notwendig, um Empowerment-Prozesse zulassen zu können. Wie schon in anderen Zusammenhängen erwähnt, steht auch dort unter Berücksichtigung immer komplexer werdender Problematiken eine Veränderung der hierarchischen Strukturen und Entscheidungskompetenzen an. Hierzu muss eine Analyse erfolgen und entsprechend interveniert werden. (vgl. Herriger 2014, S. 171ff.)

In diesem Sinne kann angelehnt an ein Prinzip aus der Kampfkunst, welches dort lautet „Form follows Function“ neu gedacht und umgesetzt werden. Die Form die vorhanden ist, passt sich den jeweiligen neuen notwendigen Bedürfnissen an. Neue Wege wären Verantwortung delegieren, dem Mitarbeiter Kompetenz im Umgang mit dem jeweiligen Problem zugestehen und auf kurzem Wege wichtige Entscheidungen durch den Mitarbeiter zulassen.

Das Erkennen der Fähigkeiten und Eigenschaften des einzelnen Mitarbeiters und ihn darüber entsprechend seiner Stärken zu fördern, weiterzubilden und dann Entscheidungen treffen zu lassen. Organisationsentwicklung in Richtung Empowerment könnte dann so aussehen: das Zusammenlegen von Zuständigkeiten desselben Sozialverwaltungssystems, Flexibilität in der Zusammenarbeit und Transparenz gewährleisten, Teamkultur und Identität ermöglichen. Dadurch entstehende vielseitigere Arbeitsbereiche machen den Arbeitsalltag abwechslungsreicher und interessanter. Eine offene Kultur, eine Einbeziehung aller Mitarbeiter in Problemlösungen, Supervision und Führungskompetenzen nach Bedarf erkennen und fördern, wirken auf jeden Mitarbeiter motivierend und sind gesundheitsfördernd. Daraus entstehen Sicherheiten im Umgang mit Problemlagen, gegenseitige Wertschätzung und ein ständig wachsendes Selbstwertgefühl. Eine offene Kultur im Umgang mit jedem Mitarbeiter

schafft zudem Raum für neue Erkenntnisse in vielerlei Hinsicht. Eine identitäre Philosophie, eine Kompetenzerweiterung, ständiges Lernen und sich Weiterentwickeln der Mitarbeiter kann somit zu viel Selbsterfahrung und Selbsterkenntnis im Umgang mit dem Arbeitsalltag führen. Durch eine offene Haltung der Führungsposition und eine dadurch zugelassene individuelle Gestaltung des Arbeitsplatzes sind dementsprechend auch ökonomische und wirtschaftliche Erfolge zu verbuchen. (vgl. Herriger, 2014, S. 171ff.)

In der vierten und letzten Ebene wird nun **Empowerment im Stadtteil und im sozialräumlichen Kontext** dargestellt. Gemeint sind hier vor allem die Nachbarschaft und das sogenannte Quartiermilieu, welche heute zunehmend von größerer Wichtigkeit in der Betrachtung bezüglich sozialproblematischer Situationen werden. Aber auch ganze Stadtteile, welche sich teilweise zu ethnisch ausgegrenzten Wohngettos entwickeln, stellen Bewohner und Lokalpolitik vor brisante Problemlagen, welche sich zusehends verschärfen.

Gründe hierfür gibt es mehrere. Strukturveränderungen von Städten sind durch Faktoren der Wirtschaft, des Konsums und nicht zuletzt durch verfehlte Sozialpolitik bedingt. Veränderungen des Arbeitsmarktes, Einkommensarmut, Ballung von Konsumzentren in Kerngebieten, sogenannten „besten Lagen“, eine gewinnorientierte Marktstrategie und immer größer werdende Armut auf der einen Seite und immer größerer Reichtum auf der anderen Seite sind Zeichen unserer Zeit. Menschen, die früher in einfachen Arbeitsbereichen tätig waren, welche auch mit niedrigem Bildungsniveau auszuführen waren, sind heute arbeitslos oder im Niedriglohnssektor tätig. Bürger mit Migrationshintergrund verschiedenster Nationalitäten und arme Bevölkerungsschichten sind ebenfalls von diesem Dilemma betroffen. Gutverdienende Bürger wollen unter sich bleiben und somit sind sie bereit die ständig steigenden Preise für Immobilien in Kerngebieten der Städte zu zahlen. Eine Entmischung der Bevölkerung und somit der Städte kommt dadurch zustande. An Hand von Einkommen, Familienstand, Bildungsniveau und damit zusammenhängendem Zugang zum Arbeitsmarkt und somit relevanten Einkommenssituationen sortiert sich quasi von selbst, wer wo und wie lebt. Wanderungsprozesse in unseren Städten sind zu beobachten und somit eine gesellschaftliche Selektion, oftmals bedingt durch die finanzielle Situation. Folge in diesen sozialen Randgebieten, die sich typischerweise oft zu sozialen Brennpunkten entwickeln, sind auch häufig vielfältige soziale Spaltungen auf verschiedenen Ebenen des sozialen Miteinanders. Hierbei wird von einer Dynamik sozialräumlicher Aufspaltung gesprochen. (Herriger 2011, S.178f.)

Um der Entsolidarisierung, der Gleichgültigkeit des Interesses für seine Mitmenschen und seine Umwelt, der Marginalisierung und der kinderunfreundlichen Situation entgegenwirken zu können und eine Stärkung kollektiver Ressourcen zu ermöglichen, wird nun im Sinne des Empowerment versucht nicht defizitär und aus der Opferrolle heraus in Hilfflosigkeit verharrend,

sondern mit Hilfe der positiven, „echten realistischen“ Ressourcen den Betroffenen eine Alternative zu ermöglichen.

Schützende Lebensstrategien, kollektive Alltagspraxis als wirksame Ressource im täglichen Umgang mit Problemen sollen erkannt und genutzt werden. Soziale Vernetzung der verschiedenen Milieus miteinander, verbunden durch ein Zugehörigkeitsgefühl, soll vermittelt werden, um soziale Isolation zu vermeiden und vorzubeugen. Hierbei sind insbesondere die Eigenschaften und Stärken sowie Strategien jedes Einzelnen und jeder Kultur gefragt, um auch ethnische Grenzen und genauso Grenzen zwischen Generationen zu überwinden und das Wissen und die Fähigkeiten auszutauschen und zu nutzen. Wie auch schon im vorherigen Kapitel beschrieben soll eine Organisationsfähigkeit, Konfliktfähigkeit und Kontrollfähigkeit zur Durchsetzung der eigenen lebensrelevanten Interessen erfolgen. Eine gewisse Loslösung aus der amtlichen Fürsorge und der damit verbundenen Hilflosigkeit und Abhängigkeit soll überwunden werden und somit eine mögliche Autonomie und Selbstbestimmtheit erfolgen, um dadurch in Eigenregie agieren zu können. (vgl. Heß, Kagemann-Harnack, Schlummer 2008, S.126f.)

Wichtig ist hierbei vor allem die Einbeziehung aller Akteure, um bei komplexen Problemlagen adäquat reagieren zu können und alle wichtigen Ressourcen nutzen zu können, um im Interesse der Betroffenen sinnvolle Ergebnisse zu erreichen. Zum Einen ist eine integrierte Stadtteilentwicklung wichtig, zum anderen die Ressourcenaktivierung vor Ort. Diese beiden Aspekte sind notwendig, um eine ressortübergreifende, gemäß den Bedarfen des Stadtteils entsprechende Arbeit leisten zu können und um aktivierende organisierte und modernisierende Arbeit in Netzwerken zu ermöglichen. Mittel und damit zusammenhängende Vorgänge sollen möglichst einfach und direkt bereitgestellt werden. Bedarfs- und Ressourcendiagnostik sollen mit einfließen. Diese werden oft von sogenannten Stadtteilmoderatoren übernommen, welche als Bindeglied zwischen Behörden und Bürgern dienen. Sie arbeiten im Sinne eines Mediators, um bestmögliche Ergebnisse zu erzielen. (vgl. Fachlexikon der sozialen Arbeit 2011, S. 866, K. Hummel)

2. Empowerment auf der Individualebene

Um die Wichtigkeit der Individualisierung im Zusammenhang mit Empowerment-Prozessen zu unterstreichen, geht der Autor im Folgenden, zunächst auf die Individualisierung näher ein. Egal auf welcher Ebene sich Empowerment auch abspielt, es bedarf immer des Einzelnen. Der Einzelne oder das Individuum ist der kleinste gemeinsame Baustein dieses Prozesses. Wie

auch immer ein Empowerment-Prozess abläuft, es ist immer notwendig, dass das Individuum einen Prozess vorher selbst durchlebt hat oder sich in diesem befindet, welcher ihm zu einem neuen Bewusstsein verhilft und es darüber selbst befähigt, sich in einen neuen Prozess der Lebensführung oder Lebensbewältigung zu begeben. Aus diesem Grund möchte sich der Autor zunächst einmal mit dem Individuum selbst befassen, das heißt herausstellen, was ein Individuum heute ist, welchen Problemen der Individualisierungsprozess gegenübersteht und welche Rolle die Theorie der Individualisierung in der heutigen Zeit spielt.

2.1. Das Individuum und die Individualisierungstheorie

Individualisierung wird beschrieben als Veränderung des Verhältnisses von Akteur und Gesellschaft in Kultur, Struktur und Autonomie. Werte werden undeutlich und sehr vielfältig. Strukturen sind nicht mehr vorgegeben, sondern müssen selbst durch das Individuum gestaltet werden. Es erfolgt eine Auflösung traditioneller Werte und Lebensformen. Individualisierung erfordert ständige Eigenkontrolle, Entscheidungen in komplexer Hinsicht, ständige Veränderung und Anpassung an unsichere Faktoren. Daraus ergibt sich eine Autonomie und Selbstverpflichtung mit viel Freiheit, aber es müssen auch komplexe Probleme mit vielfältigen Lösungen verarbeitet werden und es entstehen Unsicherheiten. (vgl. Fachlexikon der sozialen Arbeit 2011, S. 444 Thomas Kron)

Eine Definition von Individuum kann wie folgt aussehen: das Individuum, lateinisch das Ungeteilte, ist soziologisch die Unterscheidung von Anderen, es hat eine eigene Identität, eine eigene Biografie und ein eigenes Handeln. Das Individuum denkt selbst, handelt selbst, ist einzigartig, kennt seine eigenen Grenzen und Eigenarten bzw. seine Einzigartigkeiten. (vgl. Fachlexikon der sozialen Arbeit 2011, S. 446 H. Abels)

In der Psychologie spricht der Begründer A. Adler in seiner Individualpsychologie vom „individuellen Lebensstil“. Von Geburt an steht das Kind im Wechselspiel der Lebensaufgaben, um dadurch Zugang und Einbindung in die Gesellschaft zu erfahren. Dabei versucht das Individuum erlebte Emotionen anzupassen und zu kompensieren, um ein stabiles Gleichgewicht zu bekommen, was das Selbstwertgefühl stützen soll. (vgl. Fachlexikon der sozialen Arbeit 2011, S. 445 K. Richter-Fuss)

Beginnend mit dem Zeitalter der Industrialisierung wurde die Individualisierung auch in der Breite der Gesellschaft relevant. Das Subjekt wurde zum Dreh- und Angelpunkt, der Mensch hatte nichts außer seiner Arbeitskraft. Er war auf sich selbst gestellt, da sich durch die

Industrialisierung viele Anforderungen ans alltägliche Leben und die Arbeit stark veränderten. Erstmals war zu beobachten, dass familiäre Strukturen sich veränderten bzw. auseinanderbrachen. (vgl. Herriger 2014, S. 41ff.)

Die Individualisierung bedeutet zum Einen die Auflösung sozial vorgegebener Lebensformen zum Beispiel Klasse, Stand, Familien und Geschlechterrollen. Klassische Leitbilder fallen weg. Auf der anderen Seite werden neue institutionelle Anforderungen gestellt, die sich in Kontrollen und Zwängen (Regelungen, Maßgaben, Bürokratie) aber auch in einer hohen Regelungsdichte der Gesellschaft in vielerlei Hinsicht darstellen. Der schnelle zeitliche Wandel von Werten und erlernte biografische Verhaltensmuster geraten zusehends in Konflikt. Eine ständige Veränderung der Persönlichkeit ist von vielen Menschen auf Dauer nicht leistbar. Begrenzte Ressourcen lassen die Individuen in einem ständigen Konkurrenzkampf zueinander treten. Die Biografie der meisten Menschen wird somit zur Wahlbiografie oder zu reflexiven und Bastelbiografien. Auch wird in diesem Zusammenhang von einer Drahtseilbiografie als sich darstellender, dauergefährdender Zustand gesprochen. (vgl. Beck/Gernsheim 2015, S. 10ff.)

Routinen des Alltags und Selbstverständlichkeiten, die erlernt wurden, fallen weg bzw. es muss situationsbedingt neu entschieden werden. Das erfordert eine aktive Eigenleistung. Der individuelle Handlungsbedarf wächst ständig. Es ist eine hohe Frustrationstoleranz erforderlich. Vielfältige Chancen und sich aber auch daraus ergebende Lasten zwingen das Individuum immer mehr diese Lasten auch zu ertragen und zwischen vermeintlichen Chancen wählen zu müssen. Um es mit den Worten Jean-Paul Sartres zu sagen: „Der Mensch wird zur Wahl seiner Möglichkeiten zum Homooptions.“ (vgl. Beck/Gernsheim 2015, S. 16)

Das Individuum wird in seinem Alltag gezwungen zu ständigem Wiederholen des Nachdenkens, Überlegens, Planens, Abstimmens, Aushandelns, Festlegens, Widerrufens. Hier ist ein fataler Prozess zu beobachten, welcher mit fortschreitender Moderne immer riskantere Freiheiten offenbart. Die Selbstverständlichkeit des Lebens und somit Orientierung geht verloren, Hannah Arendt spricht auch von der „Tyrannei der Möglichkeiten“. (vgl. Beck/Gernsheim 2015, S. 18f.)

Die Individualisierungstheorie stellt fest, dass ein Konflikt zwischen Individuum und antiquierten Gesellschaftsbildern vorhanden ist. Laut Individualisierungstheorie sollen traditionelle Werte und Muster in Frage gestellt werden, traditionelle Zusammenhänge aufgelöst, neu zusammengestellt und umgeschmolzen werden. Aber dennoch muss jederzeit entschieden und gerechtfertigt werden. (vgl. Beck/Gernsheim 2015, S. 29f.)

Das Individuum wird unkalkulierbar, zum permanenten Störfaktor, welches Kalkulationen und Vorausberechnungen in Politik und Verwaltung nahezu unmöglich macht. Die Unmenge von neuen Lebensentwürfen geht mit seinen weitreichenden Folgen und Formen nicht mehr

konform mit den politischen Standards und Notwendigkeiten. Laut Beck stellt sich dieses in folgender Auswirkung dar: „Doch was zuvor als zu vernachlässigende Störquelle galt, wird nun immer unabweisbarer zur Grundsituation: Die Bezugsrahmen staatlich institutionalisierter Politik und Verwaltung einerseits und die Bezugsrahmen der Individuen, die ihre Biografie-Bruchstücke zusammenzuhalten versuchen, brechen auseinander und prallen konfliktvoll aufeinander in gegensätzlichen Entwürfen von Gemeinwohl, Lebensqualität, Zukunftsfähigkeit, Gerechtigkeit, Fortschritt.“ (Beck/Gernsheim 2015, S. 31)

In Hinsicht auf die soziale Arbeit wird diese in neuen Dimensionen mit der Individualsituation und ihren Dauerbelastungen und Konflikten, Optionen und Möglichkeiten konfrontiert. Die neue undurchschaubare Mischung stellt einen Nährboden für immer mehr psychosoziale Krisen dar. Diese Belastung betreffen beiden Seiten, sowohl die Seite des Klienten, als auch die Seite der Professionellen. Ungewisse, riskante Beziehungen jeder Art, Isolation, keinerlei Kontinuität oder Sicherheit, Selbstexperimente und ständige psycho-soziale Grenzerfahrungen führen häufig zu Depressionen, machen ständig Angst, begünstigen Sinnkrisen und lassen die Menschen aus der Gesellschaft aussteigen. Zu beobachten sind ebenfalls, dass die Individuen all diese Belastungen auf verschiedenste Arten zum Teil mit extremen Mitteln zu kompensieren versuchen. Ihre Lebensführung wird dabei zur ständigen Belastung bei ständig steigenden Ansprüchen und was bleibt ist ein offener Ausgang. (vgl. Beck/Gernsheim 2015, S. 89ff., T. Rauschenbach)

Die bis hierhin dargestellten Erkenntnisse haben beim Individuum dann die Auswirkungen, die das Individuum in Situationen führen, die häufig in Hilflosigkeit und Resignation oder in Sinnkrisen oder gar in Krankheit enden. An diesem Punkt wird es dann erforderlich die jeweilige Lebenssituation zu erfassen, also ein Bewusstsein dafür zu ermöglichen und dann im Sinne von Empowerment das Individuum selbst zu befähigen, um nach Lösungen und neuen Möglichkeiten im Sinne der Empowerment-Idee arbeiten zu können. Im nun folgenden Punkt soll dargestellt werden, wie sich die sogenannte Null-Punkt-Erfahrung darstellt und wie damit verfahren werden könnte, um dann weitere Schritte die darauf folgen würden zu ermöglichen.

2.2. Null-Punkt-Erfahrung und Erstkontakt mit institutioneller Hilfe

Der Autor schildert in diesem Kapitel erst die Situation der Null-Punkt-Erfahrung, um dann weiterführend eine Möglichkeit des Empowerment-Erstkontaktes darzustellen, die motivierende Gesprächsführung.

Im Leben eines jeden Individuums können Situationen auftreten, die als einschneidendes Erlebnis einer Lebenssituation beschrieben werden. Bis zu diesem Zeitpunkt hat jeder Mensch ein gelingendes Bewältigungsmanagement für verschiedenste Lebenssituationen. Wenn nun aber eine Situation eintritt in der sich Machtlosigkeit mit Ohnmacht und Hilflosigkeit zusammenfügt und alle Anstrengungen zur Beeinflussung einer Situation fehlschlagen, wird diese Situation vom Betroffenen oftmals als nicht lösbar erfahren. Die Handlungsfähigkeit schwindet und Bewältigungsressourcen gehen zurück. Jede Kontinuität des Alltags wird unterbrochen. Alle bis dahin erlernten und bewährten Verhaltensmuster funktionieren nicht mehr und es ist keine Strategie und kein Mittel greifbar, um die Situation, die das Individuum aus dem Gleichgewicht gebracht hat, wieder herzustellen. Betroffene beginnen dann meistens die Situation zu generalisieren und bekommen den Tunnelblick. Sie verlieren dann jede Handlungsfähigkeit und erlernen generalisierte Hilflosigkeit durch Erfahrung von Unkontrollierbarkeit. Die Betroffenen suchen immer wieder verzweifelt nach einer Erklärung und stellen sich dann oftmals die Frage „Warum gerade ich?“. Diese Frage wird häufig zur Schlüsselfrage und lässt die Betroffenen auf eine Ergründung der Ereignisse und somit eine Kausalität der Zusammenhänge hoffen. Mit diesem Verhalten versuchen die Betroffenen Vermeidungsstrategien zu entwickeln, um bevorstehenden Bedrohungen entgegen wirken zu können, sprich durch gezielte vermeintlich richtige Verhaltensmuster präventiv vorzubeugen. Durch empirische Beobachtungen stellten Wissenschaftler fest, dass es hierfür eine Formel gibt: die Erfahrung von Unkontrollierbarkeit führen zu Verlust von Handlungsfähigkeit, woraus die Betroffenen dann eine generalisierte Hilflosigkeit erlernen. Lange Zeit galten diese Merkmale als hauptauschlaggebend. Seligmann beobachtete aber dann noch ein weiteres entscheidendes Verhalten. Dieses nannte er Attributionen (Prozesse der subjektiven Interpretation, Bewertung und Erklärung der Nichtkontrolle). (vgl. Herriger 2014, S. 55ff.)

Seligmann spricht hier von erlernter Hilflosigkeit und hat dafür einen Erklärungsstil. Erlernte Hilflosigkeit kann laut Seligmann unterschieden werden in persönliche und universelle Hilflosigkeit. Lebensereignisse sind für Betroffene nicht kontrollierbar, aber andere Faktoren beeinflussen ständig diese Lebensereignisse der Betroffenen, was als äußere Attribution dargestellt wird. Bei der inneren Attribution geht damit der Verlust von Selbstachtung und Selbstschätzung einher. Er unterscheidet weiter in spezielle und universelle Attributionen, was bedeutet, nur in speziellen Situationen mit speziellen Bedingungen werden Probleme zur Gefahr. Wohingegen universell bedeutet, dass eigentlich jedes größere Problem das gewohnte Leben zum Einsturz bringen kann. Als dann schließlich letzter Punkt der Attribution resultiert dadurch für die Betroffenen eine konstante Nichtkontrolle, die dann oft chronifiziert erlebt wird. Kurz auftretende Situationen können aber auch von vielen Betroffenen sehr gut bewältigt werden und sind in vielen Lebenssituationen zu bewältigen, ohne Spuren bei den Betroffenen zu hinterlassen. Dieser Erklärungsstil ist das Produkt der biografischen Lerngeschichte des

Individuums, welches sich aus erlebten Lebensereignissen, daraus resultierenden Verhaltensmustern in bestimmten Situationen, mit den durch die eigenen Fähigkeiten zur Verfügung stehenden Mitteln bewältigt wurden, um sich selbst zu schützen. (vgl. Herriger 2014, S. 58ff.)

Eine große Gefahr stellt in diesen Prozessen eine eventuelle Chronifizierung der Hilflosigkeit dar. Ein kurzer Exkurs in der Psychiatriepraxis soll dies verdeutlichen. Wenn Betroffene mit institutioneller Psychiatrie in Berührung kommen, haben sie oft das wiederkehrende Erlebnis des Ausgeliefertseins. Sie haben keinen eigenen Einfluss auf die Situation. Eine klassische Behandlung, die durch Experten angeordnet wird, kann wieder das Gefühl der Hilflosigkeit und Machtlosigkeit aufkommen lassen. Dies bewirkt weitere Defizite, es beginnt ein Negativkreislauf mit komplettem Rückzug. Oft ausweglose Situationen enden vorher auch schon oft in Psychosen. Es können sogar kognitive Beeinträchtigungen daraus resultieren und somit sind Problemlösungen nicht mehr im Blick der Betroffenen. Persönliche Bewältigungsressourcen werden als unwirksam eingeschätzt oder sogar völlig ausgeblendet. Depressionen sowie auch postpsychotische Depressionen bis hin zu speziellen Denkstörungen können dann Folge der chronifizierten, erlernten Hilflosigkeit sein. Oft ist dann auch zu beobachten, dass Betroffene heftige emotionale Reaktionen zeigen, Zukunftsverschlossenheit präsentieren und großes Misstrauen gegen die (feindliche) Umwelt haben. Dieses Verhalten sind wütende Reaktionen die der Betroffene zeigt, als Abwehrhaltung gegen die drohende bevorstehende Hilflosigkeit, welche durch das standardisierte Verhalten der Experten impliziert werden könnte. Aggressivität und Verweigerung der Behandlung werden zum Selbstschutz gegen die Passivität von Betroffenen praktiziert. Diese Signale müssen nun vom Experten richtig gedeutet werden, um Hilflosigkeit und Machtlosigkeit nicht zu verstärken oder gar zu unterstützen und zu fördern. Wichtig ist es deshalb Bedingungen und Voraussetzungen der professionellen Zusammenarbeit zu schaffen, um eine Demoralisierung der Betroffenen zu verhindern und diesen eine Basis für einen Empowerment-Prozess zu liefern. (vgl. Knuf/Seibert 2001, S. 32ff.)

Erlernte Hilflosigkeit, Demoralisierung und Ohnmacht, das bedeutet ohne Macht zu sein, also Machtlosigkeit. Auch Machtlosigkeit kann ein individuelles Muster sein. Die sich ausdrückt als Ansammlung von Merkmalen wie Selbstvorwürfen und generellem Misstrauen. Machtlose denken, dass sie keinerlei Einflussmöglichkeiten auf Ereignisse im Lebensalltag haben und sich eine Hoffnungslosigkeit einstellt. Diese ständig erlebte Machtlosigkeit führt dazu, dass diese Menschen auf Dauer unglücklich sind und dann nachgewiesener Weise oft krank werden. Die Betroffenen erleben sich selbst oft in verschiedenen Hierarchien am Arbeitsplatz oder aber auch im kulturellen Zusammenleben als sehr niedrig eingestuft. Dadurch tritt ein erhöhtes Leiden in ihnen auf, ständiges eigenes Versagen wird fokussiert und dieses führt dadurch zu einem Überschuss an Machtlosigkeit. Die von Machtlosigkeit Betroffenen werden dann auch noch von

dauerhaften Angstgefühlen begleitet, die ihrer persönlichen Entwicklung und Lebenssituation sehr zusetzen und erleben dadurch öfter als andere psychische und physische Erkrankungen. (vgl. Laverack 2010, S. 51ff.)

Wenn diese Menschen wie eingangs erwähnt, sich dann in der sogenannten Null-Punkt-Situation befinden und sich in eine institutionelle Beziehung kommen, um dort Hilfe zu erhalten, stellt diese Situation den Helfenden vor eine komplexe, äußerst sensible, genau zu differenzierende Situation. Alle eigenen Lebensstrategien und Problemlösungsmöglichkeiten des Hilfesuchenden haben versagt. Dies ist der Endpunkt der biografischen Erfahrung und des Lebensmanagements. Hier beginnt nun der Startpunkt für institutionelle Hilfe und Empowerment.

Beim Erstkontakt mit dem Klienten läuft ein Verfahren oft standardisiert ab. Standardisierte Verfahren, um mit Problemlagen umzugehen und eine fachgerechte Bearbeitung zu gewährleisten, führen häufig vorbei an der eigentlichen Problematik. Es wird eine Diagnose gestellt, wodurch ein Bild vom Leben des Klienten entsteht, welches dann auch noch aus dem Defizitblickwinkel auf ein beschädigtes Leben fokussiert ist. Das berufsbezogene Alltagswissen stützt sich oft in der sozialen Arbeit auf negative und defizitäre Gegebenheiten und daraus wird dann die erfolgte Intervention auf einen Fall definiert, ein Hilfeplan erstellt, welcher dann ein von Experten verordneter Veränderungsplan ist. Verpflichtungen, die sich ergeben, aus einer unterlegenen asymmetrischen Machtbeziehung, führen dann beim Hilfesuchenden sehr schnell zur Reaktanz (Widerstand/Abwehr). Der Hilfesuchende bekommt dadurch in vielen Fällen signalisiert, das tun zu müssen, was andere für richtig halten. Um dies zu vermeiden soll Verantwortung delegiert werden, ernstgemeinte positive Motivation zur Kooperation und Veränderung ermöglicht werden. Der bemächtigende Dialog sollte somit vermieden werden, um eine möglichst offene Eingangsphase zu ermöglichen. (vgl. Herriger 2014, S. 87f.)

Gespächsführung und Beratung ist in der sozialen Arbeit ein wichtiges Kerngebiet. Es geht darum Lebensumstände aufzudecken, vorhandene Fähigkeiten und Möglichkeiten zu nutzen bzw. wieder zu entdecken und für den Klienten sichtbar zu machen. Der Klient soll befähigt werden Situationen in denen er sich befindet zu deuten und mit Hilfe entsprechend seinen eigenen Fähigkeiten zu reagieren. Er soll dabei nutzbare Ressourcen anwenden und Strukturen neu arrangieren. Am Anfang des Hilfeprozesses muss das genaue Anliegen des Hilfesuchenden definiert werden, um im weiteren Verlauf sinnvolle, individuell entsprechende Zwischenziele zu formulieren und die eigenen Kompetenzen beim Klienten entsprechend den Wünschen und Möglichkeiten immer wieder anzupassen. Auch ist wichtig, während eines Erstgesprächs herauszufinden, ob eine Beratung oder eine Therapie notwendig ist. Da die Therapie nicht zum professionellen Terrain der sozialen Arbeit gehört, sollte dieser Unterschied erkannt werden, um rechtzeitig reagieren zu können. Eine weiterführende Maßnahme in der

entsprechenden Disziplin wäre in so einem Fall zu empfehlen. Beratung und somit das eingehende Gespräch soll den Klienten befähigen eigene Kräfte zu reaktivieren und zu erkennen, um mit unterstützender Hilfe mit diesen Problemlagen umzugehen und diese bewältigen zu können. Defizite sollten dabei nicht in den Fokus geraten, sondern der Helfende sollte sich an Ressourcen orientieren, die aus dem Umfeld des Klienten zu erkennen sind. Unterschiedliche Handlungsfelder und sich daraus ergebende unterschiedliche Probleme müssen dementsprechend von der zugehörigen Professionalität bearbeitet werden, um im Sinne des Klienten zu agieren. (vgl. Haselmann 2008, S. 265f.)

Schwalb und Theunissen führen hierzu weiter aus, dass am Beginn der Hilfesuche in einer institutionellen Hilfeeinrichtung immer zuerst die Frage nach Beratung oder Therapie mit der hilfesuchenden Person geklärt werden sollte. Beratungsgespräche durch verschiedene Personen aus verschiedenen Fachrichtungen, die sowohl systemisch oder auch lösungsorientiert sein können oder aber auch als positive Verhaltensunterstützung, lassen den Klienten oft schon nur durch verständnisvolles Zuhören und mitfühlendes Verstehen zur Entschärfung seiner Situation beitragen. Das Erarbeiten gemeinsamer Problemlösungswege, die durch die hilfesuchende Person initiiert werden soll, und an denen sich der Professionelle orientieren kann und sich davon leiten lässt. Daraufhin folgende Maßnahmen sollten immer im Sinne des Klienten und für diesen real anwendbar sein. (vgl. Schwalb/Theunissen 2009, S. 237)

Matthias Krisor schreibt hierzu ein grundlegendes Prinzip: „Den wesentlichsten Zugang zu den Bedürfnissen des kranken Menschen finden wir, indem wir ihm ganz schlicht und einfach zuhören – „mit voller Aufmerksamkeit dem Kranken zuhören und seinem Sprechen große Bedeutung beimessen.““ (Ayme 1994, S. 43, in Menschenbild und Empowerment, Matthias Krisor, in Empowerment Lenz und Stark, S. 116). Diese Aussage aus der Literatur für Empowerment in der psychosozialen Praxis bezieht sich zwar auf psychisch kranke Menschen, kann aber trotzdem als grundlegendes Prinzip in jeglichen Empowerment-Prozessen verinnerlicht werden.

Im Vordergrund beim Beratungsgespräch in der Eingangsphase soll zunächst einmal eine Atmosphäre geschaffen werden, die sich als positiv darstellt und den Klienten möglichst offen und zwanglos erleben lässt. Eine hilfreiche Methode ist die motivierende Gesprächsführung. Dieser Ansatz ist intrinsisch orientiert und soll den Klienten dazu bringen durch einen Prozess des Erkennens und Reflektierens seine vorhandene Ambivalenz, die aus Verharren und Unfähigkeit zur Veränderung besteht, sich zugunsten einer positiven Veränderung seiner Lebenssituation zu entscheiden. Der Berater wird befähigt mit dieser Methode mit allen etwaigen Widerständen, pessimistischen Grundeinstellungen und Lebenskonstrukten des Klienten sowie mit Vorurteilen und Abwehrhaltungen sehr feinfühlig und umlenkend im Sinne des Klienten umzugehen. (Körkel/Veltrup 2003, Internetquelle)

Nach Herriger eignet sich diese Methode besonders gut bei Klienten, die eine lange Lebensphase gekennzeichnet durch erlernte Hilflosigkeit hinter sich haben. Das eigene Verhalten des Klienten soll aufgedeckt werden und es sollte eine Beziehung gegenseitigen Respekts ohne hierarchische Machtposition entstehen, um dem Klienten Erkenntnis und Veränderung über das eigene problematische Verhalten zu ermöglichen. Die motivierende Gesprächsführung orientiert sich hierbei an drei Prinzipien. Zum Ersten ist es das Ambivalenz-Modell, welches den Klienten aus einer nicht stabilen Position betrachtet, in der der Klient schwankt zwischen Veränderung und beharren auf der bisherigen Position. Er wägt dabei ab zwischen Kosten, die er für die Veränderung aufwenden muss und dem Nutzen, den er bis dahin durch seine Verhaltensstrategien hat. Nach Möglichkeit sollte jetzt während des Gespräches diese Ambivalenz beim Klienten erkundet werden, um ihn dahingehend zu motivieren sich durch sich selbst zu verändern. Im zweiten Punkt wird prinzipiell davon ausgegangen, dass jeder Mensch positive Veränderungspotentiale in sich trägt. Diese zu finden, den Klienten diese Dinge selbst erkennen lassen und dann eventuelle Zweifel an diesen Potentialen zu thematisieren und nach Möglichkeit aufzulösen, unterstreicht die Notwendigkeit der Erarbeitung dieser Potentiale. Als drittes Prinzip steht das Selbstbestimmungsrecht des Klienten. Zu jeder Zeit und in jeder Situation sollte respektvoll Selbstbestimmung gewahrt werden. Zwänge und Ausübung von Macht über den Klienten sollten vermieden werden und der Klient sollte jederzeit Herr über die Lage sein. Eine ständige Reflektion der eigenen Person sollte beim Berater während dieser Gespräche oberste Priorität haben, um sofort eventuell auftretende Zeichen einer Beziehungsdissonanz wahrnehmen und dementsprechend reagieren zu können. Im Überblick kann also gesagt werden, das Ziel sollte sein optimistisch, motivierend, nach realistischen Ressourcen und Zielen gemeinsam mit dem Klienten zu suchen. Nicht nur Probleme sondern gerade Möglichkeiten und verschiedene Zielstationen sollen erkannt und erarbeitet werden. Vorgegangen wird in der motivierenden Gesprächsführung in zwei Phasen. In der ersten Phase soll der Klient motiviert werden, sein Verhalten zu ändern. Um dem Klienten seine Ambivalenz sichtbar zu machen und sein Problemverhalten dahingehend zu verändern, wird nun versucht dem Klienten deutlich zu machen, welche Gründe bei ihm für eine Veränderung vorliegen und warum diese überwiegen im Gegensatz zu einem bisherigen Verhalten. Die Selbstwahrnehmung verändert sich. Die Änderung des eigenen Lebens wird immer wichtiger. Der Klient ist bereit vieles zu investieren, um seine Zukunft zu ändern. Dadurch steigt das Selbstbewusstsein und der Klient blickt optimistischer und realistischer in seine individuelle Zukunft, um auf Dauer eine stabile nachhaltigere Lebensführung zu erreichen. (vgl. Herriger 2014, S. 89ff.)

Wichtige Grundlage für ein erfolgreiches offenes Gespräch ist im Sinne des Klienten ein guter Informationsaustausch. In Situationen in denen die Menschen etwas Unerwartetes erlebt haben bzw. diese Situationen nicht verstehen können, ist es wichtig, Wissen darüber zu erlangen, wie

und warum das passiert ist. Aus eigenen Erfahrungen des Klienten besteht dann die Möglichkeit, mit erhaltenem Wissen für sich vielleicht ein anderes Verhalten in so einer Situation erlernen zu können. Zu viele Informationen aber auch zu wenig Information können den Betroffenen verunsichern und er kann mehr in die Situation kommen hilflos zu sein, was sich wiederum in unangemessenem oder ausbleibendem Handeln ausdrücken kann. Eine ausreichende Aufklärung über die Situation, in der sich der Betroffene befindet, ist somit notwendig. (Knuf/Seibert 2001, S. 45)

Weiterführend der ersten Phase in der motivierenden Gesprächsführung folgend, soll in der zweiten Phase ein Veränderungsplan im gemeinsamen Einvernehmen erarbeitet werden. Es sollen Ziele vereinbart werden, die realistisch sind, die Zuversicht und Optimismus bringen. Während dieses Prozesses muss der Weg dahin reflektiert werden, in welcher Reihenfolge die Ziele erreicht werden können. Eventuelle Hilfsmittel oder Einrichtungen können gegebenenfalls verändert oder erkannt werden. Ein jederzeit angemessener Informationsaustausch ist präzise einzuhalten. Ständige Orientierung an den momentanen Bedürfnissen und Möglichkeiten am Klienten und eigene Zurückhaltung sind dabei zu beachten. In der Abschlussphase des Änderungsplanes wird dieser detailliert anhand relevanter Ressourcen und Leistungen in wechselseitigen Verpflichtungen festgehalten. Während dieses Prozesses soll der Berater dem Klienten ermutigend, unterstützend und bestärkend beiseite stehen, um dem Klienten ein Wiederfinden und Stärken der eigenen Persönlichkeit zu gewährleisten. Um die Stärken des Klienten zu finden und nutzbar zu machen, bedarf es im Anschluss der Ressourcenarbeit. Diesem wichtigen Teil der Empowerment Arbeit soll sich nun der nächste Punkt widmen, um das Darstellen der logischen Schritte dieses Prozesses und die Wichtigkeit der Ressourcenarbeit zu verdeutlichen.

2.3. Ressourcen

Ressourcen gelten als wichtiges Fundament zur Erlangung einer neuen stabilen Persönlichkeitsstruktur und als wichtige Stütze zur Bewältigung in kommenden und anstehenden Krisensituationen. Doch zunächst einmal erfolgt eine kurze Erklärung des Begriffes Ressourcen. Wie können Ressourcen definiert werden? Die wissenschaftliche Definition für das soziale/ psychosoziale Arbeitsfeld lautet: „Ressourcen sind Kraftquellen und Potentiale, die von der Person zur Bewältigung von altersspezifischen Entwicklungsaufgaben zur gelingenden Bearbeitung von belastenden Alltagsanforderungen sowie zur Realisierung von langfristigen Identitätszielen genutzt werden können und damit zur Sicherung ihrer psychischen

Integrität und zu einem umfassenden Biopsychosozialen Wohlbefinden beitragen.“ (Herriger 2011, S. 721)

In der sozialen Arbeit sind Ressourcen heute ein nicht wegzudenkendes wichtiges Arbeitsfeld. Um Handlungs- und Möglichkeitsspielraum bei Hilfesuchenden zu erweitern bzw. zu aktivieren ist Ressourcenarbeit unabdingbar. Besonders in psychologischen und psychosozialen Arbeitsfeldern ist das Thema Ressourcen wichtiger denn je, um selbstwirksame Kräfte aktivieren zu können. Daher wird Ressourcenaktivierung als ein wichtiges Wirkprinzip in vielen Tätigkeitsfeldern der psychosozialen Arbeit genutzt, um bestehende Lebenskrisen und Problemsituationen sichtbar zu machen und entsprechend den Klienten bzw. den Kranken durch Motivation mithilfe von Ressourcen selber zu befähigen. Grundlegend ist es notwendig in der Ressourcenarbeit eine gute Basis einer therapeutischen bzw. beratenden Beziehung aufzubauen, zu motivieren und den ganzen Prozess als richtig und individuell auf den jeweiligen Fall zugeschnitten zu erarbeiten. In Hinblick auf das Therapieergebnis soll damit ein guter Grundstein für ein möglichst genau auf den spezifischen Fall des Klienten zugeschnittenes Angebot gelegt werden. Grob betrachtet sind somit alle Ressourcen, die sämtliche Möglichkeiten eines Hilfesuchenden zusammenzufassen, für ihn nutzbar. Der Klient wird somit befähigt grundlegende Probleme und Bedürfnisse in seinem persönlichen Kontext bewältigen zu können. (vgl. Lenz/Stark 2002, S. 25f.)

Im ersten Schritt sollen Ressourcen erkannt werden, um diese im nächsten Schritt zu aktivieren. Dabei sollte beachtet werden, dass der Klient sich ständig als gleichwertigen, fähigen und auch als wertvollen Partner in der beratenden bzw. therapeutischen Beziehung wahrnimmt und auch erlebt. Das erfordert bei der helfenden Person eine absolute Professionalität im eigenen Umgang und vor allem Zurückhaltung, um dem Prozess volle Entfaltung zu ermöglichen. (vgl. Krisor 2002, S. 118, in Lenz/Stark)

Grundsätzlich wird bei der Ressourcendiagnostik und Aktivierung in zwei Bereiche unterschieden. Zum Einen gibt es da die Personenressourcen (internale), wie zum Beispiel physische, psychische, kulturelle und symbolische und relationale Ressourcen sowie Ressourcen in Lebenskrisen und belastenden Lebenslagen. An zweiter Stelle gibt es dann desweiteren die Umweltressourcen (external). Diese sind soziale, ökonomische, ökologische, professionelle Dienstleistungen. Ressourcen wie Gesundheit, Aussehen, Selbstvertrauen, Begabung, Fähigkeiten, Fertigkeiten, Hilfsbereitschaft, Beziehungsfähigkeit und Hobbys gehören somit zu den individuellen Stärken und Ressourcen wie Sozialinteresse, Arbeitsplatzqualität, Wohnumfeldqualität, vorhandene und verfügbare Dienstleistungsangebote sowie Netzwerke, Selbsthilfegruppen und eine gute Nachbarschaft zu den Umweltstärken. All diese Ressourcen sollen als positive Verhaltensunterstützung auf dem Wege zu einer

gelingenden Selbstbefähigung in ihrer Wichtigkeit beachtet und somit sinnvoll eingesetzt und genutzt werden. (vgl. Schwalb/Theunissen 2009, S. 250f.)

Um sich im weiteren Verlauf einer guten Ressourcensammlung bedienen zu können, bedarf es zunächst eines diagnostischen Feststellungsverfahrens, welches sich als offenes oder geschlossenes Verfahren durchführen lässt. Das sogenannte offene Verfahren der Ressourcendiagnostik, die ressourcenaktivierende Gesprächsführung, entstand aus der klinisch psychotherapeutischen Medizin. Dieses Verfahren sollte drei Kriterien erfüllen: 1. es soll als praktische Reflexionshilfe für den Patienten während des gesamten Hilfeprozesses dienen, 2. es soll zur Abschätzung der vorhandenen Menge und der Qualität der verfügbaren Ressourcen während des sich immer wieder ändernden Prozesses dienen, was sich aus der Beobachtung und Evaluation ergibt und 3. sollte dieses Verfahren auch allgemein zum Beispiel pädagogisch anwendbar sein. Gearbeitet wird in zwei nacheinander folgenden Phasen. Als Einstieg, sozusagen als Eröffnung und Erstinformation, findet eine offene biografische Erzählung statt, zum Beispiel das narrative Interview. (vgl. Herriger 2014 S. 99ff.)

Der narrative Ansatz ist der Ansatz des Erzählens. Laut Siegfried Haselmann ist der narrative Ansatz weit verbreitet und erlaubt verschiedene Vorgehensweisen, die sich in Beratung und Therapie vielfältig anwenden lassen. Das narrative Interview ist das moderne Geschichtenerzählen im Bezug auf die eigene Biografie in Form einer strukturierten, individuell erlebten Geschichte, welche den Interviewer Gefühle, erlebte Situationen und Zusammenhänge im Leben und Erleben des Klienten erkennen lässt. Da Erzählungen und Geschichten natürliche Kommunikationsmittel des Menschen sind, lassen sich diese auf natürliche Weise nutzen. (vgl. Haselmann 2008, S. 278)

In der zweiten Phase sollte dann durch den Berater bzw. Therapeuten eine Beurteilung der festgestellten Ressourcen stattfinden. Diese sollten in einer Skala nach Wichtigkeit und Verfügbarkeit aufgelistet sein. Wichtige Aspekte wie die Ausprägung der vorhandenen Ressource, die Entwicklungsfähigkeit einer Ressource und wie wichtig die Ressource für den Klienten ist, wird dann auf eine Skala von 1 – 10 festgehalten. Daraus ergibt sich ein gut sichtbares Ergebnis für den Klienten und natürlich dadurch für die weitere Arbeit des Therapeuten. Je nach Problem und Erkrankung lassen sich fallspezifisch und situationsangemessen die wichtigsten Ressourcen finden und einsetzen. Beim Patienten findet ein Veränderungsprozess hinsichtlich der inneren Präsenz der Ressourcen statt. Seine eigene Wahrnehmung wird geschärft und zunehmend fokussiert, um relevante Situationen besser bewältigen zu können. Dieses diagnostische Verfahren ist nicht nur in der Hilfe für einzelne Betroffene gut anwendbar, sondern hat sich besonders auch in Gruppenkonflikten und familiären Problemlagen, wie zum Beispiel in der Paar- und Familientherapie als äußerst hilfreich erwiesen. Diese Verfahren wurden bisher allerdings zum größten Teil nur in der

psychotherapeutischen Praxis angewendet, sollen aber auch sehr gut praktisch in vielen Feldern der sozialen Arbeit anwendbar sein. Das zweite Verfahren, das sogenannte geschlossene Verfahren, gilt als diagnostisches Erhebungsverfahren der individuellen Hilfeplanung bei behinderten Menschen. In erster Linie dreht es sich dabei um den Punkt der Kostenübernahme und es soll ein pädagogischer Leitfaden für die weitere Arbeit sichtbar werden. Dieses Verfahren zielt hauptsächlich auf eine bestmögliche Gestaltung in einer stationären Wohnunterbringung ab. Durch Probewohnen, das gegenseitige Kennenlernen, diagnostische Gespräche und das Feststellen von Ressourcen und Fähigkeiten, aber auch Störungen und Beeinträchtigungen sollen eine mutmachende Kultur geschaffen werden. Wichtig ist in diesem Verfahren, dass der Sozialarbeiter ständig die Regie führen muss. (vgl. Herriger 2014, S. 99ff.)

Während der gesamten Gesprächsführung ist es hilfreich dem Konzept der Resilienz Beachtung zu schenken, welches sich auf den Fakt stützt, dass der Klient bisher in der Lage war mit seinem Leben und den Problemen zurechtzukommen. Resilienz drückt kurzgesagt aus, dass ein Mensch aus einer Krise gestärkt und mit einem mehr an Ressourcen herausgeht. Resilienz ist nicht konstant sondern entwickelt sich interaktiv zusammen mit den Umweltbedingungen (vgl. von Wachter/ Hendrichske 2017, S. 16f.). Der Patient trägt also die Lösung schon in sich, ist momentan aber nicht in der Lage diese Fähigkeit abzurufen. Das vorsichtige Herantasten an diesen Bereich unter behutsamer Beachtung der Probleme des Klienten kann dann erfolgen. Verständnis für Widerstandsverhalten des Patienten/ Klienten ist dabei in angemessener Art zu zeigen. Die ressourcenaktivierende Gesprächsführung besteht zum großen Teil aus Fragen. Diese Fragen sind verschiedener Natur und sollen beim Klienten/ Patienten innere Suchprozesse anregen und somit eventuell vorhandene Lösungen wiederfinden und aktivieren lassen. Der Berater sollte dabei unangemessene Interventionen vermeiden, welche den Patienten/ Klienten verunsichern könnten. Ein Bezug von eigenen, vorhandenen Lösungen zu den bestehenden Problematiken des Klienten ist ein gewünschtes Ziel bei diesen Gesprächen. Ein eigenes Wahrnehmen der Ressourcen und ein daraus resultierendes Denken und Handeln sind wichtige Merkmale für den Berater (vgl. von Wachter/ Hendrichske 2017, S. 74ff.).

Zusammenfassend kann gesagt werden, Ressourcen haben eine wichtige Funktion in Krisenzeiten und helfen entscheiden bei der Bewältigung dieser, ebenso wie bei Krankheiten. Sie sind ein entscheidender Wirkfaktor in der Arbeit mit Hilfesuchenden in verschiedenen therapeutischen und beratenden Arbeitsfeldern. Ressourcenaktivierung alleine reicht nicht aus. Ein Bewusstsein für notwendige Veränderungsprozesse zu erlangen und diese zulassen zu können, dazu muss der Klient befähigt werden. Ressourcen sind während dieses Prozesses

Basis und Stütze, um Grundbedürfnisse zu befriedigen, mit allen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten. (vgl. von Wachter/Hedrischke 2017, S. 23ff.)

Wenn dieses Bewusstsein und das Handeln ermöglicht wurden, geht es in die nächste Phase eines gelingenden, selbstbefähigenden und selbstbestimmten Lebens. Es wird notwendig erlerntes Verhalten umzuschreiben und neu zu erlernen, um ein den eigenen Voraussetzungen angemessenes realistisches Verhalten in Krisen- und Problemsituationen praktizieren zu können und gesund zu bleiben.

2.4. Biografiearbeit und ausgewählte Konzepte zur Stärkung des Individuums

Der Weg zum gelingenden Empowerment-Prozess ist langwierig und sehr komplex. Wie in den vorangegangenen Kapiteln beschrieben, wird der Mensch in seinem Leben durch verschiedene vielfältige Faktoren geprägt und in seiner Entwicklung beeinflusst. Um diesen Entwicklungsweg und die aus dem Entwicklungsweg resultierenden persönlichen Merkmale des Individuums nachvollziehen und für das Individuum zukunftsorientiert neu gestalten zu können, bedarf es einer Aufdeckung des bisherigen Lebensweges. Biografiearbeit ist hierfür eine geeignete Methode. Biografie ist die Sammlung aller Lebensdaten gemessen an ihren Bedeutungen und in welcher Reihenfolge diese Geschehen sind. Hinzu kommt, dass diese biografischen Daten immer auch einer persönlichen Interpretation zugrunde liegen. (vgl. Mieth 2014, S. 12)

Um die Wichtigkeit von Biografiearbeit im Empowerment-Prozess zu deuten, ist es wichtig zu wissen, dass der Empowerment-Prozess eine Neuorientierung für die Zukunft bilden soll. Möglich ist eine Neuorientierung nur, wenn die Vergangenheit nicht alle Energie bindet. Deshalb ist Erinnerungsarbeit der Ausgangspunkt einer Konstruktion von Sinnhaftigkeit der eigenen Erfahrungen in ihrer Biografiegeschichte. Sicherheit zu erfahren durch die Echtheit und den Sinn des eigenen Lebensweges kann durch Selbstnarration ermöglicht werden. Das Chaos, das scheinbar ungeordnete Leben und die Ereignisse die geschehen sind, bekommen einen Sinn. Persönliche Wertschätzung und Selbstakzeptanz werden entwickelt. Dann könnte das Leben gelingen und das Individuum lernt seine eigene Identität kennen und vor allem schätzen und akzeptiert diese. Voraussetzung für dieses Gelingen ist die Vergangenheit neu zu bearbeiten. Selbstnarration ist eine Methode, in der die Klienten die eigene Lebensgeschichte erzählend darstellen. Durch die narrative Erzählweise werden noch offene Lebensfragen aufgedeckt. Dabei fällt auf, dass Erinnerung immer im jeweiligen Kontext mit der derzeitigen Lebenssituation entsprechend immer wieder neu interpretiert wird. Die Erinnerungsarbeit macht

es also möglich, die Lebensgeschichte in einer anderen Perspektive erscheinen zu lassen. Offene und unklare Lebensfragen aber auch verdrängte Bedürfnisse und vermeintliche Schuldfragen können behutsam erkannt und aufgedeckt werden. Somit kann festgestellt werden, dass die Erinnerungsarbeit mit der Klärung offener Lebensfragen, verdeckten Schuldzuweisungen und nicht erkannten Stärken zum Hauptziel der Biografiearbeit gehören. Im Unterbewusstsein arbeitende Mechanismen der Ächtung und Abspaltung, die negativ wirken, und Selbstwertgefühl und Selbstachtung nicht zulassen, gilt es zu erkennen und soweit es möglich ist zu entfernen. Dadurch erfolgt eine innere Entlastung. Es wird den Klienten möglich, diese schmerzhaft gescheuten und verdrängten Erfahrungen zu erleben, sie auszuhalten und damit leben zu können. Hinzu kommen eigene Schwächen, die in der Natur des Einzelnen liegen und diese anzuerkennen. Die geforderten Eigenschaften von der Gesellschaft sollten nicht unreflektiert und nur in bedingtem Maße der Situation genügend erfüllt werden, um notwendige Akzeptanz und Zugehörigkeit zu erfahren. Das offene Gegenübertreten mit den eigenen Schattenseiten soll ein freiwilliges Erkennen sein. Der professionell Helfende sollte dabei jede gefährliche Konfrontation vermeiden. Narrativ bedeutet also ein erzählendes Konstruieren von Wirklichkeit. Es wird ein persönliches Konstrukt sichtbar, welches sich an persönlichen Werten und aus der Interpretation des Erlebten orientiert. Individuelles Denken wird möglich und somit auch individuelles Handeln, das durch die eigene Sichtweise interpretiert wird. Durch die Verbindung der einzelnen Muster und Geschehnisse wird ein logisches Ganzes sichtbar. Es entsteht eine erwünschte innere Kohärenz, Zusammenhalt und Integrität der eigenen Persönlichkeit. Möglichkeitsräume, Optionen für verschiedene Handlungen und Lösungsideen können daraus entwickelt werden. (vgl. Lenz/Stark 2002, S. 45ff.)

Herriger hat diese Teilziele auf dem Wege dahin wie folgt benannt: **Lebenskohärenz** und **Kontinuität** erarbeiten und erlangen; **verschüttete Stärken** wiederentdecken; notwendige **Zugehörigkeit** herstellen. Das bedeutet durch erlebte Einsamkeit und auch Verluste aber auch durch erlebte Zugehörigkeit zu Freunden, Familie und ähnlichen sozialen Verbindungen emotional erlebte Gefühle wiederentdecken und neu zu erwecken. Hierdurch wird eine Identität erkannt und die Erinnerung ermöglicht eine auch zukünftige für das Leben wichtige Sicherung der Zugehörigkeit. Somit ist es wichtig Erinnerungen zu bewahren und nicht zu vergessen. Als weiteren Punkt ist es wichtig Lebensmarkierungen zurückschauend zu bearbeiten, um, wie weiter oben schon erwähnt, im Unterbewusstsein arbeitende Mechanismen aufzudecken. Als letzter Punkt lässt sich dann eine neue **Zukunftsorientierung** gestalten. Diese kann dann durch persönliche Vorstellungen und Wünsche anhand von eigenen Empfindungen geleitet und verwirklicht werden, um sich nicht mehr ständig durch äußere Bestimmungen, Normen und falsche Wertvorstellungen unterwerfen zu müssen. (vgl. Herriger 2014, S. 120ff.)

Die Hilfesuchenden erleben während dieses Prozesses die eigene biografische Reflexion als wichtiges Orientierungsmittel im Leben. Reflexion bedeutet in diesem Zusammenhang laut Stark: „... Sie setzt die Fähigkeit voraus, sich selbst als Umwelt anderer Systeme zu begreifen und daraus Handlungsentscheidungen abzuleiten, ... und eine adäquate Vorstellung darüber entwickeln zu können ...“ (Stark 2002, S 48)

Die Biografiearbeit ermöglicht also dem professionell Helfenden eine umfassende Sozialanamnese zu erstellen. Daraus ergeben sich dann weitere Informationen zur helfenden und unterstützenden Beziehung zwischen Klient und professionellem Helfer. Bearbeitet werden dann nur die letztlich wirklich relevanten Themen des Hilfesuchenden, bei denen der professionelle Helfer aus der Vielzahl seiner Möglichkeiten beratend und koordinierend mit dem Klienten interagiert. Das Neuerkennen und Neuordnen von Sinnzusammenhängen und eine zukünftige, subjektive Lebensgestaltung kann praktiziert werden und die biografische Selbstthematization und damit die einhergehenden Ungleichgewichte und Problemsettings im Leben des Klienten, können thematisiert und bearbeitet werden. Die Biografiearbeit ist in diesem Zusammenhang das pädagogische Programm. (vgl. Herriger 2014, S 122f.)

Das Ziel von Empowerment ist es, den Klienten zu einem autonomen, selbstbestimmenden, selbstfähigen und konfliktfähigen Individuum zu machen. Dieses Ziel was erreicht werden soll, sind Persönlichkeitsmerkmale, die immer etwas über den inneren, also den seelischen und den physischen Zustand aussagen. Dieser Zustand sollte mit gelingendem Empowerment-Prozess stabil und ausgewogen sein. Widerstandsfähigkeit im Umgang mit den Widrigkeiten und Problemen des Alltags und Stabilität in Zusammenhang mit der Gesundheit treten dann in den Vordergrund. Ein sicheres Gerüst und ein psychosozialer Schutzwall sind notwendige Voraussetzung um zukünftig gestärkt durchs Leben gehen zu können, ohne in belastenden Situationen seelische Schäden davonzutragen (vgl. Herriger, 2014, S.190).

Begrifflichkeiten gibt es viele zu diesem Thema, vier sollen im Folgenden kurz vorgestellt werden. Das sind das Konzept der Salutogenese, die Widerstandsfähigkeit, die Resilienz und Recovery.

Das Konzept der Salutogenese, von A. Antonovsky, ist das Gegenstück zur Pathogenese. Pathogenese setzt sich mit dem Entstehen von Krankheiten auseinander, wohingegen sich das Konzept der Salutogenese mit dem Prozess der Gesundheit beschäftigt. Zentrales Thema ist, welche Faktoren die Gesundheit erhalten, welche sich häufig im Ungleichgewicht befindet und daher kein Normalzustand ist (vgl. Hoffer in Fachlexikon der s. A. 2011, S. 725f.).

Besonders im psychiatrisch-psychosozialen Bereich hat dieses Konzept verstärkt Aufmerksamkeit erfahren. Ressourcen und Potenziale, die gesund machen beziehungsweise

gesund erhalten, stehen hierbei im Mittelpunkt. Zentrales Thema ist das Kohärenzgefühl (sense of coherence). Dieses Kohärenzgefühl wird auch als Bewältigungsressource betrachtet und ist somit ein wichtiges Element in der Empowerment-Arbeit. Kohärenzgefühl teilt sich nach Antonovsky in drei Elemente auf: in das Gefühl der Verstehbarkeit von Ereignissen, die einen Menschen treffen, um diese einordnen zu können. Das Gefühl der Handhabbarkeit oder Bewältigbarkeit, um mit eigenen Ressourcen Probleme bewältigen zu können, um nicht in einen Negativkreislauf zu geraten. Und das Gefühl der Sinnhaftigkeit oder Bedeutsamkeit, welches zu verstehen geben soll, dass Probleme im Leben einen Grund haben und von emotionaler Wichtigkeit sind und es sich mit diesen auseinanderzusetzen gilt. Wobei Antonovsky trotz des Zusammenwirkens dieser Elemente, der Bedeutsamkeit die größte Wichtigkeit zugesteht. Die von Antonovsky bezeichneten Widerstandsressourcen sind zum Einen individuell ausgeprägt und somit vorhanden und erworben, zum Anderen variieren diese in bestimmten Belastungs- und Stresssituationen und werden individuell unterschiedlich wahrgenommen. Eine Neuorientierung ist in der Arbeit mit diesem Konzept zu beobachten und das ist sichtbar in der Auseinandersetzung mit dem veränderten Blickwinkel des Gesundheits-/Krankheitssystems, aus dem sich viele praktische Konzepte zur Gesundheitsförderung entwickelten. (vgl. Haselmann 2008, S.105ff.)

Das zweite Konzept ist das der Resilienz, welchem die Idee zu Grunde liegt, dass unsere Psyche eine gewisse Widerstandskraft und Elastizität hat. Gemeint ist hier der Umgang mit Krisen. Resilienz wird als veränderbare Persönlichkeitseigenschaft gesehen und befähigt den Menschen aus den widrigsten Lebensumständen nicht nur herauszukommen, sondern auch noch durch sie gestärkt zu werden und neue Ressourcen zu gewinnen. Beobachtet wurde das besonders bei früh traumatisierten Kindern. Es wurden in empirischen Untersuchungen individuelle Schutzfaktoren erkannt, das Temperament der Kinder beobachtet und welche Rolle dieses spielt und festgestellt, dass alles in ständiger Interaktion mit der Umwelt steht. Resilienz stellt sich oft dar durch Persönlichkeitsmerkmale, wie Kompetenz, Nützlichkeit, Stärke, Optimismus und Zugehörigkeit. Diese Menschen mit ausgeprägter Resilienz tragen also positive Emotionen in sich, sind oft unabhängig und flexibel. Diese resilienzfördernden Persönlichkeitsmerkmale gilt es zu stärken, weil sie für Empowerment sehr nützlich sein können, weil sie den Menschen im Selbstbefähigungsprozess unterstützen und stärken. (vgl. von Wachter/Hendrichske 2017, S. 17f.)

Ähnlich gelagert ist das Konzept der Widerstandsfähigkeit nach Kobasa. Sie untersuchte, warum bestimmte Menschen in belastenden Lebenssituationen nicht krank wurden und diese ohne Schaden durchstanden. Kobasa ist dabei zu der Überzeugung gekommen, dass diese unterschiedlichen Persönlichkeitsstrukturen drei übergreifende persönliche Kompetenzen sind. Zum einen ist die Person fest davon überzeugt relevante Situationen kontrollieren und dadurch

aktiv beeinflussen zu können, ein sehr großes Selbstwertgefühl hat, also sehr von seiner Person überzeugt ist, und Veränderungen als Chance begreift und dadurch gestärkt wird. Es ist festzustellen, dass die Persönlichkeitsmerkmale bei Kobasa eine hohe Übereinstimmung mit dem Resilienzkonzept aufweisen, was sich durch Selbstakzeptanz, innere Kontrollüberzeugung, einen aktiven Umgang mit Problemen und eine hohe Flexibilität darstellt. Diese Persönlichkeitsmerkmale sind laut Kobasa Grundlage einer gelingenden Lebensbewältigung (vgl. Herriger 2014, S 191f.).

Ein letztes Konzept soll an dieser Stelle noch kurz betrachtet werden, welches nach demselben Prinzip wie auch die Salutogenese von Antonovsky geleitet wird. Das Konzept, bekannt unter dem Begriff Recovery wird besonders im sozialpsychiatrischen Handeln betont. Die Idee ist dabei, einen stabilen Gesundheitszustand wieder herzustellen, während im Gegensatz in der Salutogenese der Gesundheitszustand erhalten bleiben soll. Recovery weist besonders darauf hin, dass durch ein noch aus der Vergangenheit nachwirkendes Verständnis Meinungen vorherrschen, dass psychische Krankheiten nicht heilbar wären. Das Ergebnis dessen drückt sich häufig in Dauererkrankungen aus. (vgl. Haselmann 2008, S. 94f.)

Wie schon kurz beschrieben haben Salutogenese und Recovery das selbe Ziel, jedoch ist der relevante Gesundheitszustand, von dem aus die Arbeit beginnt, unterschiedlich. In der Recovery wird wiederaufbauend gearbeitet und in der Salutogenese hingegen vorbeugend. Der Betroffene soll während der Erkrankung in die Lage versetzt werden, trotz schwieriger Umstände und schwieriger Diagnose motiviert, und zuversichtlich in die Zukunft zu schauen, um eine gewisse Lebensqualität wiederzuerlangen und zu erhalten. Er soll aber auch ein Bewusstsein darüber erlangen, dass weiterhin die Krankheit in seinem Leben eine Rolle spielt, er angreifbar ist und gerade darum bewusst damit umzugehen und zu leben lernt. Demzufolge muss es ermöglicht werden, den Erkrankten sinnvoll langsam in ganz kleinen Schritten und mit minimaler Dosierung in ein alltägliches Leben, sowohl privater als auch sozialer und beruflicher Settings, wiedereinzuführen. Und wie auch schon in den anderen Konzepten sind auch hier wieder prinzipielle Erkennungsmerkmale zu finden. Zum Einen sind es Hoffnung und Zuversicht, die dem Betroffenen Neuanfänge und ein Entkommen aus ihn einnehmenden, sich wiederholenden Mechanismen ermöglichen. Zum Anderen ist es Teilhabe (Partizipation und Entscheidungsmacht) die es möglich macht, Entscheidungen mitzubestimmen, aber auch aktive Einflussnahme in Bezug auf die eigenen Lebensumstände zulassen. Ein dritter wichtiger Punkt ist eine Unterstützung bzw. ein Austausch durch und mit Gleichbetroffenen. Der Austausch von gesundenen Psychiatrieerfahrenen zeigt real erlebte Erfahrungswelten auf und nicht nur theoretische Vorstellungen. Expertendominierte professionelle Hilfe wird somit entscheidend aufgewertet durch psychiatrieerfahrene Mitarbeiter, die in den verschiedensten Bezugsfelder,

die nicht nur psychischer und physischer Natur sind, sondern auch wirtschaftlicher, rechtlicher und verwaltungsrelevanter Hinsicht ergänzend tätig sind. (vgl. Herriger 2014, S. 195ff.)

Beim bisherigen Betrachten des Empowerment-Konzeptes ist der Autor zu folgender Feststellung gekommen. Die immer komplexer werdenden Lebenslagen, die immer brüchiger werdenden Sicherheiten und Bindungen sowie Bedingungen, die ein ständiges sich verändern fordern ergibt im Hinblick auf das Empowerment-Konzept eine äußerst schwierig zu bewältigende Lebenssituation.

Zitat: „Die Orientierung auf das Individuum, die Emanzipation des Selbst, löst also nicht nur Probleme, sondern erschafft sogleich neue, sogar komplexer werdende Problemlagen...“ (Bartels, Dr. M., Haltungen als Bindeglied zwischen Menschenbild und Praxis (6. Rostocker Psychiatrieforum), S. 2).

Angesichts dieser schwierigen Sachlage, welche es notwendig macht, all diese genannten Faktoren ständig neu auszuhalten und zu ertragen, was als nur sehr schwer zu bewältigen scheint, soll im abschließenden letzten Punkt die Chancen und auch Grenzen des Empowerment-Konzeptes dargestellt werden.

3. Chancen und Grenzen des Empowerment-Konzeptes

Unter diesem Punkt hat sich der Autor nach vorangegangener Auseinandersetzung mit dem Empowerment-Thema dazu entschieden, Chancen und Grenzen unter einem gemeinsamen Punkt darzustellen, da sich herausgestellt hat, dass Chancen und Grenzen eine starke Verwobenheit miteinander darstellen und sich oft durch ihre Wirkung (Auswirkung) einander bedingen und dadurch zur Lösung und gleichzeitig auch wieder zum Problem werden.

Einführend in dieses Kapitel möchte der Autor eine Aussage von Niklas Luhmann zur Grundlage nehmen, um aufzuzeigen unter welchem hohen Schwierigkeitsgrad Empowerment zu betrachten ist. Zitat: „Man verliert Individualität, wenn man mit Literatur, das heißt mit Zivilisation, in Berührung kommt und nur Genies können sich ein originäres Sachverhältnis bewahren (das wiederum anderen als Kopiervorlage dient).“ (Luhmann 2015, S. 192)

Luhmann meint in diesem Sinne die eigene individuelle Natur geht verloren und somit ein von Anfang an vorgegebenes Individualitätsprogramm. Der Mensch sucht dann verzweifelt nach Alternativen um Halt und Orientierung zu finden, beginnt dann zu kopieren, und lässt sich von durch die Zivilisation vorgegebene Trends leiten. Aus diesem Zustand auszubrechen erfordert unwahrscheinlich viel Kraft und Mut. Die Schaffung mehrerer Identitäten, mehrerer Selbsts und mehrerer Persönlichkeiten, um sich dem Pluralismus der uns umgebenden Umwelt und deren

Anforderungen begegnen zu können ist dazu erforderlich. Eine teilbare Persönlichkeit entsteht, dem momentanen Zweck notwendiger Weise entsprechend, doch eine wirkliche Identität gibt es nicht. Die Suche nach der wahren Identität wird dadurch zu einer Verzweiflungsfahrt. Sich-Selbst-Finden, also die Wahrheitsfindung des Selbst stellt sich als ein äußerst schwieriger Prozess heraus. Ein durch die eigene Natur, die eigenen Interessen, die eigenen natürlich vorhandenen Fähigkeiten, Vorlieben und emotionale Natur könnten als Orientierung bei der Einordnung in das große Ganze dienen. (vgl. Luhmann 2015, S. 192ff.)

Hierzu noch ein weiteres Zitat von Luhmann: „Das Sein-eigenes Ich-Sein kann nur in der Identifikation und Verwerfung des Beliebigen kriterienloser Selbstreferenz (fanzu) gewonnen werden; es besteht gerade nicht in dieser Selbstreferenz selbst. Die Identität findet sich in der Nichtübereinstimmung mit den eigenen Möglichkeiten.“ (Luhmann 2015, S. 194)

Lösungen die heutzutage zu Problemen der Identität beitragen, arbeiten oft in allgemeiner Theorie. Zur Individualität führt es nicht. Hochkomplexe Gesellschaften, die eben diese Vielzahl von Problemen beim Individuum verursachen, geben auch gleichzeitig Lösungen für die durch sie verursachten Probleme vor und lassen dadurch keine Individualität zu, sondern halten nur einen Pool an Lösungsmöglichkeiten bereit. Und eben genau diese Ursache und gleichzeitige Problemlösung macht eine Individualität und somit eine Selbstfindung der eigenen Natur, eine echte Individualität fast unmöglich. (vgl. Luhmann 2015, S. 194f.)

Die gesellschaftliche Orientierung hin zum Individuum, stellt sich dar durch ständig komplexer werdende Problemlagen. Die Lösung eines Problems erscheint im ersten Moment als gut und hilfreich und stellt sich dann oft als neues noch komplexeres und somit noch schwieriger zu bewältigenderes Problem dar. Die Rede ist hier vom Zwang zum Selbst. Die Menschen müssen ein Selbst entwickeln, welches in der Lage ist in dieser Gesellschaft bestehen zu können. Der Rahmen wird aber durch standardisierte Individuallagen von der Gesellschaft vorgegeben. So wird unterschwellig ein vorgegebenes Verhaltensmuster und Problemlösungsmuster impliziert, weil das Gesamtsystem eine echte Individualität nicht zulassen kann und somit nicht funktionieren würde. (vgl. Bartels, Dr. M., Haltungen als Bindeglied zwischen Menschenbild und Praxis (6. Rostocker Psychiatrieforum), S. 2)

Somit dürfte es, wie schon erwähnt, schwierig sein, und somit wäre wohl hier die größte Grenze eines gelingenden Empowerment-Prozesses zu sehen, nämlich die vom Empowerment dargestellten, wieder zu erlangenden, persönlichen, natürlich vorgegebenen Eigenschaften zu finden und aufleben zu lassen. Die weiter oben dargestellten Methoden können dabei eine Möglichkeit sein, bei der Bewußtseinswerdung und bei der Findung des Selbst, der eigenen Identität und Persönlichkeit zu helfen.

Im Folgenden werden nun noch einmal Chancen, die sich während dieses Prozesses eröffnen und auch die Grenzen dazu dargestellt.

Zum Beispiel in den USA hat man vor einigen Jahren begonnen Psychiatrieerfahrene in den Klinikbetrieb mit einzubeziehen. Diese sogenannten Peer-Specialists übernehmen die Funktion als Bindeglied zwischen Professionellem und zu Betreuenden. Die speziellen Erfahrungen, die nur durch Psychiatrieerfahrene selbst vorhanden sind, sind die besten Voraussetzungen, um mit Patienten eine möglichst distanzlose Beziehung herzustellen. Für Menschen ohne Psychiatrieerfahrung, auch Professionelle, sind oftmals individuelle Erlebnisse nicht nachvollziehbar. Die Peers wurden von einem Supervisor betreut, der sie in Arbeitsmethoden schulte, die den Peers dann in vielfältigen Bereichen wie zum Beispiel Freizeit, Vermittlung zu Dienstleistern und bei der Erweiterung zur Selbstverantwortung halfen. Dabei war zu berücksichtigen, dass die Grenze der Peers häufig in einer Überschätzung und somit einer ständig drohenden Überlastung und Neuerkrankung bestand. Desweiteren standen sie häufig einer feindlichen Haltung der Professionellen gegenüber. Der Erfolg dieses Versuchs hing eindeutig von dem persönlichen Engagement der Peers ab. Die Peers waren nicht nur als Chance aus der individuellen Perspektive wichtig, sondern waren auch gleichzeitig eine Chance zur Systemveränderung. Die Systemveränderung, welche dringend notwendig wäre, steht wiederum dem traditionell klinischen Handeln gegenüber. Das stellt wieder eine klare Grenze dar, denn Veränderung ist in diesem Punkt nur unter größten Widerständen teilweise durchsetzbar. Die Peers hatten außerdem die Möglichkeit direkt mit dem Betroffenen zu arbeiten, konnten aber nicht auf die Tätigkeit der Profis einwirken. Insgesamt wurde hier ein weitgehend positives Ansprechen der Betroffenen längerfristig beobachtet, woraus sich ein wesentlich leichter Zugang zu den Betroffenen ergab. (vgl. Knuf/Seibert 2001, S. 264ff.)

In diesem Zusammenhang formierten sich vielfältige Selbsthilfegruppen außerhalb der Kliniken. Ein reger Austausch zwischen Betroffenen und Psychiatrieerfahrenen brachte dabei die große Chance, Erfahrungen sowie auch vorhandene Vorurteile seitens der Bevölkerung und der Professionellen sowie auch vorhandene Stigmatisierungen zu erkennen und mit diesen wirksam zurechtzukommen. Dabei trat ein weiterer Problempunkt auf, nämlich dass die Unabhängigkeit von bestimmten Projekten fast unmöglich ist. Eigene Ideen umzusetzen, ohne in Abhängigkeit der öffentlichen Geldgeber zu stehen sind fast unmöglich. Es wird durch die Geldgeber ein klarer Rahmen und gesetzliche Vorgaben für die Handlung vorgeschrieben. (vgl. Knuf/Seibert 2001, S. 267)

Später wurde der Versuch gestartet ehemalige Patienten zu Betreuern zum Beispiel für Krisensituationen (Telefondienst) und als Netzwerkvermittler einzusetzen. Es wurden Selbsthilfegruppen finanziert, um als Studienobjekt dienen zu können, um konkrete Verbesserungen in der Beratung von Betroffenen, in der Leitung von Mitarbeitern und um

strukturelle sowie auch methodische Vorgehensweisen verbessern zu können. Diese Projekte wurden zum großen Teil aus Teams von professionellen Mitarbeitern und ehemaligen Betroffenen gleichwertig geführt. Auch hier stießen diese Projekte schnell an ihre Grenzen, was sich in einer deutlichen Ablehnung besonders durch Ärzte und Psychiater zeigte. Nach dem Motto einmal schizophren immer schizophren, wurden die ehemaligen Patienten stigmatisiert und anstatt diese Chance, die sich für die Psychiatrieerfahrenen und auch für die Professionellen bot, anzunehmen, wurden diese abgestempelt und die Zusammenarbeit verweigert. Also blieb ein wesentliches Prinzip des Empowerment, nämlich auf Augenhöhe zu arbeiten, außen vor. Als wichtigster Grund stellte sich hier das nicht Bereitsein zur Machtübergabe heraus. Alternative Behandlungsmodelle, aus dem Erleben der Erfahrenen hatten somit keine Chance, ebenso wie die Chance einen echten Dialog zwischen Heilenden und Betroffenen zu finden. Somit blieb weiterhin eine klare Barriere zwischen Professionellem und Klienten. (vgl. Knuf/Seibert 2001, S. 274f.)

Eine weitere große Chance durch gelingende Empowerment-Prozesse ist die persönliche Haltung. Die Haltung von Professionellen und Mitmenschen in Hinsicht auf den Umgang mit seelischen Erkrankungen beziehungsweise hilflosen und gesellschaftlichen Randgruppen hat letzten Endes oftmals zu genau dieser komplizierten teilweise ausweglos erscheinenden Situationen bei Betroffenen geführt. Eine veränderte Haltung der Gesellschaft würde es ermöglichen, Stigmatisierungen zu vermeiden und mit diesen Erkrankungen und Problemlagen offener umzugehen. Das könnte dazu führen, Probleme früher und einfacher zu thematisieren sowie die Betroffenen dadurch zu stärken, anstatt ins Abseits zu drängen. In Bezug auf die Selbstheilung des Patienten kann man auch hierzu sagen, würde sich der Rahmen und die Bedingungen für den Betroffenen durch eine entsprechende Haltung der Gesellschaft und der Professionellen deutlich verbessern. Der Punkt der Selbstheilung ist von entscheidender Tragweite in Hinsicht auf Recovery. Stigmatisierungen durch Begriffe wie austherapiert oder unheilbar krank, würden in diesem Zusammenhang überdacht und Behandlungen und somit Genesungsprozesse unter bessere Bedingungen gestellt. Die gesellschaftlich vorgegebenen und durch das System gerahmten Zwangspunkte, die dann durch eine Expertenkultur ausgeübt werden, könnten durch eine veränderte Haltung aufgedeckt und abgestellt werden. Denn auch hier sollte bedacht werden, dass die persönliche Genesung und dann eine stabile Gesundheit nur schwer möglich ist, wenn in einem krankmachenden System nur symptomatisch gedacht und gearbeitet wird. Auch hier sind wieder Chance und Grenze relativ dicht beieinander zu finden. Die Expertokratie ist als entscheidender, tragender Punkt in der Zementierung der Systeme (Zwang) und Ausübung von Macht anzusehen. Würde sich die Haltung derer, die systemische Veränderungen bewirken und zulassen könnten, ändern, so könnte das theoretische Konstrukt entscheidend durch die praktischen Bedenken und Erfahrungen von Betroffenen zu Gunsten dieser und einer gesamtgesellschaftlichen Situationsverbesserung

beitragen. (vgl. Bartels, Dr. M., Haltungen als Bindeglied zwischen Menschenbild und Praxis (6. Rostocker Psychiatrieforum), S. 1 – 6)

Auch für den Professionellen, den sozialen Dienstleister, gibt es eine Menge Chancen. Denken in der Kategorie „Mit“ anstatt „Für“ erweitert die Handlungsmöglichkeiten des Betroffenen und entlasten den Professionellen. Mitgestaltende Prozesse würden Bedürfnisse des Betroffenen aufgreifen und nicht Vorstellungen des Professionellen vielleicht falsch wirken lassen. Betroffene sollten zum Initiator gemacht werden, um bestmögliche Chancen und Erfolge erfahren zu können, welche zum großen Teil durch Eigenleistung des Betroffenen mit entsprechend gut dosierter Beihilfe des Professionellen erzielt wird. (vgl. Lenz/Stark 2002, S. 125)

Eine Entlastung auf Seiten des Professionellen hätte viele Vorteile. Überfürsorglichkeit zurückschrauben, die Problematik für den Klienten handhabbar machen und den gesellschaftlichen Kontrollauftrag zurückfahren, hätte zur Folge dass die Professionellen die Chance hätten, in ihrem ständig komplexer und anstrengender werdenden Tätigkeitsfeld Entlastung zu finden. Eine selbstbestimmte Lebensführung und eine übersichtliche Problemlage wäre somit für den Klienten ebenso eine große Chance. Klare Grenze zieht hierbei die Macht der Kontrolle. Die Macht der Kontrolle durch den Experten steht hier der Macht der Selbstbestimmung von Lebensentwürfen der Betroffenen gegenüber. Vor allem ist es die persönliche Einstellung der Professionellen, die diese Grenze zieht. Diese Grenze wird immer bestehen, solange sich die dominante Gruppe in ihrer Macht bedroht sieht. Eine Abgabe von Macht könnte entlasten, Verantwortung abgeben, Selbstbestimmung ermöglichen, würde aber auch gleichzeitig bedeuten, die eigene Position neu ordnen zu müssen und somit das Verhältnis beider Parteien zu relativieren. (vgl. Lenz/Stark 2002, S. 129ff.)

Als letzter wichtiger Punkt möchte der Autor abschließend noch einmal kurz auf das Thema der Selbstsorge verweisen. Das lebenslange Lernen ist hier das entscheidende Prinzip, um daraus die eigene Existenz als Kunstwerk hervorzubringen. Gerade im psychosozialen Bereich ist das bei vielen professionellen Helfern vielfach erlittene Burn-Out-Problem, dass aus der eigenen Arbeit, nämlich der ständigen Sorge um Andere, entsteht. Dem vorzubeugen könnten die professionell Tätigen in dem sie sich selber mehr Beachtung schenken und sich mehr um sich selbst kümmern. Foucaults Konzept der Selbstsorge beschreibt unter Anderem, dass wer mit sich selbst beschäftigt ist, fähig ist, sich mit anderen zu beschäftigen und gerade deshalb diesen gut dienen kann, weil er sich gut kennt und dementsprechend um sich kümmert. Außerdem braucht man für Selbstsorge auch andere Menschen, die einem darin unterstützen. Wohlwollende Mitmenschen mit rückhaltloser Offenheit sind für die eigene Selbstsorge sehr wichtig. Zur Überprüfung der Selbstsorge gibt es eine einfache Frage, ob das bisherige Leben noch einmal in der Gestaltung so gelebt werden würde. Das Konzept der Sorge um sich selbst

lässt sich somit als Burn-Out-Prävention für psychosoziale Helfer und Therapeuten sowohl in beruflichen als auch im privaten Bereich nutzen. (vgl. Haselmann 2008, S. 116f.)

Abschließen möchte der Autor mit einem Zitat von Foucault, welches besagt: „Der sorgfältige Umgang mit der eigenen Lust (...) eingebettet in die intensiven Bemühungen der eigenen Existenz in allen Lebensvollzügen ein unverwechselbares Gesicht zu verleihen.“ (Foucault, erläutern Gussone und Schiepek 2000, S. 117 in Haselmann) Das dürfte eine große Chance von Empowerment sein.

4. Fazit

In der Einleitung hat der Autor sich die Frage gestellt: Was ist die Kernaussage des Empowerment, und ist Empowerment als eine Methode zu verstehen oder eine geistesverändernde Philosophie, die den Anwender befähigt mit den Problematiken bewusster in Bezug auf sich selbst umzugehen? Nach Auffassung des Autors ist Empowerment sowohl eine Methode sowie auch geistesverändernde Philosophie. Diese beiden Dinge können wohl nicht getrennt werden. Obwohl der Autor im Vordergrund eine Persönlichkeitsfähigkeit sieht. Im Sinne von Bewusstsein erlangen, Selbstfindung und Selbsterfahrung. Nach Auffassung des Autors ist der Kern des Empowerment, einen Menschen selbst zu befähigen, ihn in den Zustand zu bringen sich selbst zu reflektieren und erlerntes Verhalten zu erkennen (anzuerkennen), sich damit zu arrangieren und bereit zu sein neue Wege zu zulassen. Dieser Weg dahin ist äußerst kompliziert und höchst individuell. Von beiden Seiten, der des Professionellen und der des Betroffenen, wird ein Höchstmaß an Flexibilität, Einsatz, sowie vor allem viel Geduld verlangt. Empowerment ist ein Konzept welches eher wie eine Gesamtidee zu betrachten ist, als nur eine Methode. Einsetzbar auf dem Weg zur Selbstbestimmung hält Empowerment eine Sammlung von verschiedensten Methoden vor, die flexibel einsetzbar sind. Die hier beschriebenen Methoden wie zum Beispiel motivierende Gesprächsführung, Ressourcenarbeit und Biografiearbeit könnten nur einige Möglichkeiten sein, um zu dem vom Empowerment zu erwartenden Ergebnis zu gelangen. Denkbar und einsetzbar wären wahrscheinlich auch viele andere Methoden, wenn sich an ihnen das Prinzip des Empowerment umsetzen lässt. Auf dem Weg, dieses Ziel zu erreichen, können die hier vorgestellten Methoden sehr hilfreich sein. Ebenso auf Seiten der professionellen Helfer bietet Empowerment große Chancen. Ein sehr wichtiger Punkt, der sich während dieser Arbeit herausgestellt hat, ist die persönliche Haltung. Selbsterfahrung und Selbsterkenntnis scheinen der Schlüssel zu gelingendem Empowerment zu sein. Bewusstsein für die eigenen Verhaltensweisen, das Verstehen dieser, warum der Einzelne das macht was er macht und wie er es macht. Das Verstehen, wie eigenes erlerntes Verhalten Situationen bedingt und was daraus resultiert. Schon in der richtigen Gesprächsführung wird der Grundstein für diesen Prozess gelegt. Lässt sich ein Zugang zu den Problematiken erschließen oder nicht. Ressourcen sind eine unabdingbare Stütze bei der Vielfalt der komplexen Probleme, die jeder zu bewältigen hat. Sich dieser Ressourcen bewusst zu werden und diese jederzeit abrufbar zu haben, um sie einsetzen zu können, bedarf immer wieder Reflektion und ständiger Arbeit an sich selbst. Die Biografiearbeit ist eine Möglichkeit seine eigene Persönlichkeit und erlernte Verhaltensweisen zu verstehen, deuten zu können und vielleicht als Basis für notwendige Veränderungsprozesse zu nutzen. Empowerment verlangt sowohl auf Seiten des Betroffenen als auch auf Seiten des professionellen Helfers Mut zu Offenheit und zur Veränderung. Aber nicht Veränderung im Sinne von sich ständig neu

verändern, um Situationen gerecht zu werden, sondern sich verändern um sich selbst zu finden und von dort aus neu zu starten. Besonders die Individualisierungstheorie hat dargestellt, wie wichtig es ist eine eigene, einzigartige Identität zu finden und anzuerkennen. Orientierung durch Identität und eine stabile Persönlichkeit könnten dann das Ergebnis sein. Somit könnte ermöglicht werden, sich in unserer komplexen Lebensumwelt zurechtzufinden und zwar, in dem sich das Individuum an seiner eigenen individuellen Natur orientiert. Es geht darum zu wissen und anzuerkennen, wer bin ich, was entspricht meiner Natur, was sind meine eigenen Fähigkeiten und wovon sollte ich mich lieber fernhalten. Probleme rechtzeitig erkennen, um mit ihnen nicht konfrontiert zu werden, wäre möglich und sicherlich äußerst hilfreich, außerdem könnte diese Fähigkeit zur Gesundheit in vielen Belangen beitragen. Die Umsetzbarkeit all dieser Möglichkeiten steht dabei vor sehr vielen Hürden. Eine der wichtigsten ist hierbei sicherlich die Struktur unserer Gesellschaft. Normierungen und Vorgaben, willkürlich und zum Vorteil nur weniger aufgestellt, machen eine Umsetzung beim Einzelnen zur großen Herausforderung. Somit stellen sich die Chancen und Grenzen bereits schon in den Ressourcen, der Biografiearbeit und der Individualisierungstheorie deutlich dar. Vermutlich ließen sich bereits in noch ausführlicherer Betrachtung dieser Methoden sehr hilfreiche Erkenntnisse im Sinne von Empowerment finden. Der Autor stellt somit fest, dass Empowerment ein sehr gutes Konzept ist, um im Arbeitsfeld der sozialen Arbeit Prozesse anzuregen, um bislang nicht zu lösende Zustände bewältigen zu können. Dennoch wird sich wahrscheinlich noch vieles bewegen und verändern im Empowerment. Es wird auch zukünftig wahrscheinlich viel Raum für neue Gedanken, Ideen und wissenschaftliche Arbeiten geben, um das Konzept bedarfsgerecht zu erweitern und anzupassen.

5. Quellenverzeichnis

Bartels, Dr. M.: Haltungen als Bindeglied zwischen Menschenbild und Praxis (6. Rostocker Psychiatrieforum). URL: <https://www.sozialpsychiatrie-mv.de/LV/fachtagungen.html>

Beck, Ulrich und Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. 9. Auflage. Frankfurt am Main 2015

Fachlexikon der sozialen Arbeit. 7. Auflage. Baden-Baden 2011

Haselmann, Sigrid: Psychosoziale Arbeit in der Psychiatrie – systemisch oder subjektorientiert? Ein Lehrbuch. Göttingen 2008.

Herriger, Norbert: Empowerment in der Sozialen Arbeit: Eine Einführung. Stuttgart 2014.

Heß, Gerhard; Kagemann-Harnack, Gaby; Schlummer, Werner: Wir wollen – wir lernen – wir können! Erwachsenenbildung, Inklusion, Empowerment. Marburg 2008

Knuf, Andreas und Seibert, Ulrich: Selbstbefähigung fördern. Empowerment und psychiatrische Arbeit. Bonn 2001.

Körkel/Veltrup: Motivierende Gesprächsführung. URL:
http://www.drogenkonferenz.de/fileadmin/artikel/Koerkel_Veltrup.pdf [Stand 2003].

Laverack, Dr. Glenn: Gesundheitsförderung & Empowerment. Grundlagen und Methoden mit vielen Beispielen aus der praktischen Arbeit. Werbach-Gamburg 2010.

Lenz, Albert und Stark, Wolfgang (Hrsg.): Empowerment. Neue Perspektiven für Psychosoziale Praxis und Organisation. Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung Band 10. Tübingen 2002.

Miethe, Ingrid: Biografiearbeit. Lehr- und Handbuch für Studium und Praxis. 2. Auflage. Weinheim und Basel 2014.

Schwalb, Helmut und Theunissen, Georg (Hrsg.): Inklusion, Partizipation und Empowerment in der Behindertenarbeit. Best-Practice-Beispiele: Wohnen – Leben – Arbeit – Freizeit. Stuttgart 2009.

Von Wachter, Martin und Hendrichke, Askan: Das Ressourcenbuch. Selbstheilungskräfte in der Psychotherapie erkennen und von Anfang an fördern. Stuttgart 2017.

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere, dass ich die Bachelorarbeit selbständig verfasst habe. Andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel wurden nicht verwendet.

Datum & Unterschrift